# Kindergeschichten





Neue

# Kindergeschichten.



* * *

## Für kleine Leute

herausgegeben

von

**Paul Arndt.**

Verfasser von „Es war einmal".



Mit fünf Farbdruckbildern von W. Schäfer.



**Stuttgart.**
Verlag von Wilh. Effenberger.
(F. Loewes Verlag.)

7—10. Nr. 302.

Druck von Carl Hammer in Stuttgart.

# Inhalts-Übersicht.

# Der Spiegel.

An Mamas Stube stand der große Spiegel, in welchen Hedwig so gerne hineinsah. Sie betrachtete sich von oben bis unten; sie sah ein rundes Gesicht, rot und weiß wie eine Apfelblüte, ein hübsches Kleidchen und zwei kleine Füßchen, die in schwarzen Strümpfen und in hellen Schuhen steckten.

„Hedwig, man muß nicht so oft in den Spiegel sehen! Weißt du, mein kleines Mädchen, wenn Kinder so oft in den Spiegel gucken, so guckt manchmal ein großer schwarzer Mann heraus mit der Rute in der Hand!"

„Ist das der Knecht Ruprecht und hat er auch einen Sack mit Äpfeln und Nüssen?"

„Das weiß ich nicht. Aber nimm dich nur vor ihm in acht!"

Hedwig sah aber doch immer wieder in den Spiegel. Hätte sie nur tiefer hineinsehen können und hätte sie gesehen, wie es hinter dem weißen Stirnlein und den goldblonden Locken aussah, so wäre sie nicht so zufrieden gewesen.

In dem Köpfchen sah es noch sehr leer aus; da fehlte noch viel, viel hinein, was ein kleines braves Mädchen von sieben oder acht Jahren wissen muß.

Hätte sie lieber so oft und gern in ihr Lesebuch oder ihr Rechenbuch gesehen, als in den großen Spiegel, so wäre es besser, o, viel besser gewesen.

Es kommt eine Zeit im Leben, wo uns kein rot und weißes

Gesichtchen wie Apfelblüte aus dem Spiegel mehr anschaut, wenn wir hineinblicken; o, es kommt eine Zeit, wo unsere Haare nicht mehr hell wie Gold um unsere Stirne wehen, und wo keine liebe Mutterhand uns mehr mit so hübschen Kleidern schmückt und unsere Füße in so nette bunte Schuhe steckt. Ja, ich muß es offen sagen: so hübsch die kleine Hedwig war, so unwissend war sie leider auch; so viel Lust sie zum Putzen und Geschmücktwerden zeigte, so wenig Lust zeigte sie zum Lernen und Arbeiten.

In ihr Buch zog sie ein finsteres und unfreundliches Gesicht ein Gesicht, vor welchem sich die Buchstaben und Zahlen hätten fürchten können, wenn Buchstaben und Zahlen furchtsam wären; die bekamen die kleinen Lachgrübchen in ihren runden Backen niemals zu sehen, sie hätten gar nicht gewußt, daß Hedwig so hübsche Grübchen und kleine weiße Zähnchen hätte, wenn sie es nicht manchmal von weitem angesehen hätten, wenn Hedwig in den großen Spiegel hinein sich selbst anlachte.

„Hedwig," sagte die Mama, „wenn du so eitel bist und nur immer in den Spiegel siehst, statt in dein Buch oder auf deinen Strickstrumpf, so darfst du gar nicht mehr in meine Stube kommen, merke dir das. Was soll aus einem Kinde werden, welches nicht lernen und arbeiten will? Ein fauler und unwissender Mensch, wenn er auch noch so schön angekleidet ist und ein noch so hübsches Gesicht hat, gilt nichts in der Welt und wird von allen verständigen Leuten verachtet und bemitleidet!"

„Ich will nicht mehr in den Spiegel sehen, gewiß nicht, liebste Mama," sagte Hedwig erschrocken, „laß mich nur noch in deine Stube kommen."

„Wir wollen sehen, ob du Wort hältst!"

Eine Weile hielt Hedwig Wort; sie nahm sich fast vor dem Spiegel in acht und gönnte ihm kaum manchmal einen verstohlenen Seitenblick, wenn sie sich unbemerkt glaubte.

Die Mutter freute sich im stillen.

O, wie freut sich eine Mutter, wenn sie glaubt, daß ein Kind einen Fehler abgelegt oder doch sich wenigstens bessert!

Hedwig nahm nun wohl oft ihre Bücher zur Hand oder sie strickte auch oder nähte Säume, wie es sie die Mutter lehrte.

Aber lange hielt der Fleiß doch nicht an, lange nicht. Die eitlen Gedanken kameu wieder und vertrieben die besseren.

„Warum doch die Mama schilt, so oft ich mich im Spiegel besehe. Was kann denn das schaden?"

Aber heute ist Hedwig einmal ganz allein im Zimmer ihrer Mutter. Bloß ihre Puppe ist bei ihr und die kann's wissen, wenn sie sich im Spiegel besieht.

„Ei, da liegen Mamas Kleider, der lange Schlepprock. Wenn ich ihn nur ein wenig anprobierte, nur ein ganz klein wenig; nur um zu wissen, wie ich darin aussehe!"

So dachte und sann die kleine eitle Hedwig und nahm den Rock auf.

„Da, Püppchen, du kannst mir zuschauen, setze dich ganz still, still da in den Winkel an den Spiegel hin und plaudere nicht, hörst du, plaudere der Mama nicht!"

Das Püppchen saß ganz still und guckte zu und nun steckte das kleine Mädchen in dem Rock ihrer Mutter. Sie drehte sich lustig vor dem Spiegel hin und her, hin und her.

Horch! was rauscht da hinter dem Vorhang?

„Hedwig, Hedwig! was machst du denn?" rief die Stimme der Mutter. Und wie böse und erschrocken klang diese Stimme heute.

Hedwig sah sich schnell um und wollte aus dem Rocke herausspringen, aber das ging nicht so schnell, die kleinen Füße verwickelten sich in den Bändern und Falbeln, und ehe die Mutter noch zur Hilfe kommen konnte, stürzte Hedwig.

Ach, das war ein schlimmer, schlimmer Sturz. Mit dem Kopf fiel sie vorwärts uud gerade in die Spiegelfläche hinein. Es gab ein Klirren und Krachen und über Hedwigs hübsches Gesichtchen und über ihr rotes Kleidchen lief das Blut herab. Nun war es aus mit dem Spiegelgucken.

Die arme Hedwig wurde fortgetragen und abgewaschen. Die Glasscherben hatten ihr Gesicht zerschnitten und das that weh, sehr weh.

Die kleine Puppe saß traurig in der Ecke neben dem großen zerbrochenen Spiegel. Sie saß zwischen Glasscherben uud niemand kümmerte sich um sie, niemand las die Scherben zusammen, denn alle im Hause waren bei der kleinen weinenden Hedwig.

Der Doktor kam und verband ihr Gesicht und legte kühle Salbe auf die Wunden, und obgleich jetzt niemand schalt, so rief in ihrem Herzen doch eine Stimme immerfort, immerfort:

„Ach, hätte ich doch nicht in den Spiegel geguckt!"

Solche Schnittwunden, besonders von Glasscherben, heilen langsam.

Hedwig hatte viel zu leiden und das war schon Strafe genug für ihre Eitelkeit und ihren Ungehorsam.

Dann kam auch noch die Langeweile dazu; denn an Putzen und Schmücken konnte sie jetzt nicht denken. Sie mußte anfangs im Bette liegen und dann saß sie mit verbundenem Gesicht in ihrer Kinderstube. Nur die Augen guckten aus dem weißen Tuche.

Da bekam sie plötzlich Lust, ihre Bücher zu holen. Die Bücher, die sie immer mit so finsterem Gesicht angesehen hatte, mochte sie auf einmal gut leiden. Sie vertrieben ihr die Langeweile. So lernte die kleine Hedwig arbeiten in ihrer Krankenstube; sie lernte die Arbeit und den Fleiß lieben, und an den großen Spiegel in der Stube ihrer Mutter dachte sie nur mit Schrecken.

Die Mutter sah ihr manchmal lächelnd zu und zuweilen sagte sie freundlich zu ihr: „Höre nun auf zu lernen und ruhe aus, nimm deine Puppe und spiele!"

„Ach nein, die Puppe macht mir kein Vergnügen mehr," sagte dann Hedwig, „ich lese oder nähe viel lieber."

Die arme kleine Puppe erinnerte ihre Herrin an den traurigen Morgen, wo das Unglück geschehen war. Darum mochte sie dieselbe nicht mehr.

Als Hedwig wieder zum erstenmal in die Stube kam, wo der große Spiegel stand, da sahen sich die beiden trübselig genug an.

Ach, der schöne glatte Spiegel hatte ein großes, großes Loch, und von da aus liefen Zacken und Ritze und Sprünge durch das schöne helle Glas, und als Hedwig genauer hinsah, da sah sie auch hinter dem zersprungenen Glase ein kleines blasses Gesichtchen hervorgucken, das sah gar nicht mehr so schön aus, wie sie es sonst gekannt hatte, sondern es war entstellt von langen schwarzen Pflasterstreifen, die über die eine Wange, gerade über das Lachgrübchen und über die Stirn liefen.

Sie drehte dem Spiegel den Rücken, sie zog ihm ein finsteres Gesicht, wie sie es sonst den Buchstaben und Zahlen gezogen hatte; und diese lachte sie nun so freundlich an, daß sie sich sicherlich gewundert haben würden, wenn sich Buchstaben und Zahlen wundern könnten.

So liegt oft in einem Unglück der Keim und der Anfang zu einem Glück. Denn wenn ein kleines eitles Mädchen, welches nicht gern lernen mag, plötzlich fleißig wird und nicht mehr eitel ist, so ist das doch gewiß ein Glück — ein Glück, welches fürs ganze, lange Leben währt und ausdauert und uns dann noch Freude bringt und uns auch andern noch lieb macht, wenn das kurze Glück, welches die Eitelkeit verursacht, längst mit unserer Jugend und unserer Schönheit vergangen und entschwunden ist. —

Nach einiger Zeit waren die schwarzen Streifen aus Hedwigs Gesicht entfernt worden.

Die Wunden waren nun geheilt, und man sah nur noch die langen, schmalen, roten Narben in ihrer weißen Haut. Auch diese vergingen und verloren sich nach und nach.

Das Gesichtchen, welches in der Krankenstube bleicher und schmäler geworden war, wurde wieder so frisch und so rosig wie sonst, die kleinen Grübchen lächelten wieder lustig.

Man hätte denken können, es wäre gar niemals etwas so

Trauriges mit Hedwig und dem großen Spiegel geschehen, wenn man es eben nicht ganz genau gewußt hätte.

Auch der Spiegel war bald wieder neu geworden. Das große Loch, die Risse und Sprünge waren verschwunden, man sah nicht mehr die hölzerne Rückwand neugierig zwischen den Glasscherben herausgucken, kurzum, man hatte ein neues Spiegelglas an den Platz des alten gesetzt und dieses sah jetzt so hell, so blank und glatt zwischen dem Rahmen hervor, als ob es sagen wollte: „Nun, kleine Hedwig, willst du nicht wieder in den Spiegel gucken?“

Man könnte glauben, Hedwig hätte auf die Lockungen des Spiegels gehört, besonders seit sie wußte, daß sie, wenn sie hineinguckte, wieder ein so hübsches Gesicht, ein schönes Kleid und Füßchen mit hellen Schuhen sah, wie sonst; denn Hedwig war nun schon längst wieder ganz gesund.

Aber nein, eine solche Lehre geht nicht spurlos an einem verständigen Kinde vorüber.

Hedwig hatte einsehen gelernt, wie nichtig und vergänglich äußere Schönheit sei und wie bloß dasjenige dauernden Wert hat, was wir Gutes und Schönes in unserm Kopf und unserm Herzen besitzen, was wir können und wissen.

Sie sah von nun an nur noch so viel und so oft in den Spiegel, als sie brauchte, um zu wissen, daß sie sauber und rein sei. Das darf und soll ein Kind.

Nun behüte dich Gott, kleine Hedwig, daß du so fortfährst, fleißig und brav zu sein und deiner Mutter Freude zu machen.

Diese Freude wird ihr dann nicht zu teuer erkauft sein, wenn sie sich erinnert, daß sie dieselbe mit einem großen Schreck und einem kostbaren Spiegelglas, und du sie mit vielen, vielen Schmerzen bezahlen mußtest.

# Die kleinen Luftschiffer.

Vor länger als dreißig Jahren besuchte uns ein prächtiger Fremdling, aus weiter, weiter Ferne kommend; er erschien mit allen Herrlichkeiten des Himmels angethan. Es war der große Komet von 1858 auf seiner Reise durchs Weltall.

Obgleich der wunderbare Stern mit seinem riesigen, den halben Himmel bedeckenden Strahlenschleier in fast grauenhafter Pracht herniedersah, ging doch das Menschenleben mit seinen kleinen Freuden und Kümmernissen seinen ungestörten, ruhigen Gang fort, und nur die Astronomen richteten ihre Fernrohre mit noch größerer und unermüdlicherer Aufmerksamkeit als sonst auf den Sternenhimmel, um dem furchtbar schönen Fremdlinge die Geheimnisse seines Seins und Wandels abzulauschen.

In jenem Kometensommer geschah es, daß außer dem leuchtenden Himmelswanderer noch ein anderer Luftsegler seinen Flug hoch über den Häuptern der Menschen hinweg durchs Reich der Wolken nahm, ein winziges Staubkorn zwar im Vergleich zu jenem, auf seinem Fluge aber wohl von angstvolleren Augen verfolgt und beobachtet als die Himmelserscheinung.

An einem schönen Sommernachmittage sank der Ballon eines Luftschiffers nach einer glücklichen Fahrt in einem Pachthofe nieder, der in der Nähe eines größeren Marktfleckens gelegen war. Sofort stellte sich der Pächter mit seiner Familie und seinen Leuten um die wunderbare Erscheinung auf, und sie überschütteten den Luftschiffer mit neugierigen Fragen über seine Reise und die Handhabung des Ballons, welcher durch einen Anker und ein in der Hand des Luftschiffers befindliches Seil festgehalten, friedlich im leichten Sommerwinde hin- und herschaukelte, während die Gondel sich kaum einen Fuß hoch über den Erdboden erhob. Ein großer Teil des Gases war aus dem buntgestreiften

Riesenball entwichen, und so schien das Ungeheuer schläfrig und unschuldig in den Augen der Pächtersleute und ihrer Kinder.

Inzwischen waren mehr Leute aus dem benachbarten Flecken gekommen, welche gleichfalls Näheres über das fliegende Wunder zu erfahren wünschten, und während sich der Luftschiffer im Gespräch etwas von seinem Ballon entfernt hatte, war auch der Pächter mit seinen Leuten wieder an die Arbeit gegangen, und nur die drei Kinder desselben standen noch um die schwebende Gondel herum.

Da fiel dem ältesten zehnjährigen Knaben ein, sich doch einmal versuchsweise auf die schönen roten, im Innern des großen Korbes befindlichen Kissen zu setzen. Er kletterte hinein und bald folgte ihm sein achtjähriges Schwesterchen. Wie hübsch war es da drinnen, wie schaukelte sich die leichte Gondel so angenehm hin und her! Der kleine Hans stand noch draußen; doch er strampelte so ungeduldig und streckte seine Ärmchen so verlangend aus, daß sein Bruder sich hinabbog und auch das Brüderchen in die Gondel hob.

Da kam die Mutter, welche Erfrischungen für den fremden Gast geholt hatte, vom Hause her und auch der Luftschiffer blickte sich nach seinem Ballon um. Der älteste Knabe, als der Anstifter des unbefugten Einstiegs, kletterte unglücklicherweise schnell zuerst auf die Erde hinab. Die Entlastuug war zu groß; das Ungeheuer, dem selbst sein Herr wohl diese Tücke nicht zugetraut hatte, schnellte plötzlich in die Höhe; das Seil ward aus des Mannes Haud gerissen, der Anker flog, Erdstücke und Äste umherstreuend, aus seiner Befestigung, fing sich erst nochmals an einer Baumkrone, die ihn aber nicht zu halten vermochte, und indem zerknickte Zweige prasselnd umherstoben und zur Erde fielen, schwang sich der Flüchtling, den zwecklos gewordenen Anker nachschleppend, mit solcher Gewalt und Schnelligkeit in die Lüfte, daß die beiden blassen, über den Rand der Gondel gebeugten Kindergesichter nach wenigen Minuten schon kaum mehr zu er-

kennen waren und die Hilferufe: „Mutter, Vater!“ schwächer und schwächer werdend, allmählich ganz verhallten.

Als die Entfernung und die Dämmerung die Gesichter der Kinder verbargen nnd man nur noch hoch oben, fern und immer ferner ein dunkles Pünktchen sah wie einen Raubvogel, der mit seiner Beute entflieht, da brach der Vater, welcher vom Felde herbeigeeilt war, wie gelähmt vor Schreck lautlos zusammen, während die Mutter, in wahnsinniger Angst um Hilfe schreiend, die Arme nach dem blauen Abendhimmel emporstreckte, der ihrem Rufe keine Antwort gab.

Der Eigentümer des Ballons versuchte die verzweifelnden Eltern zu trösten und versicherte ihnen, derselbe werde sicher im Umkreis von acht bis zehn Meilen um die Stadt her niedersinken, und ein Unglück könne noch ganz gnädig vorübergehen, wenn die Landung nicht im Wasser oder im Walde geschehe. Doch auch für den Fall eines Niederganges in günstiger Lage, sei immer noch die Gefahr zu befürchten, daß das ältere Kind zuerst aussteigen und dann der Ballon, abermals zu schnell entlastet, mit dem Kleinen allein wieder emporschnellen könne.

„Nein,“ rief die Mutter aus, „das kann nicht geschehen, denn Jenny wird die Gondel sicher nicht ohne ihr Brüderchen im Arm verlassen.“

Der Ballon ging über den Markt des kleinen Städtchens hinweg, und die Leute, welche hoch in den Lüften die seltsame Erscheinung, die im Abendlicht schimmernden Kinderköpfchen und die ausgestreckten Ärmchen sahen, ohne die angstvollen Hilferufe zu hören, mochten wohl denken, daß zwei Englein durch die Purpurstreifen des Abendrots dem Himmel zuflögen, in dessen Unendlichkeit man sie verschwinden sah.

Einen Trost hatten die armen, kleinen Luftsegler in ihrer grauenhaften Einsamkeit und Verlassenheit; es war der Gedanke an die Allgegenwart Gottes, von der ihre Eltern ihnen viel erzählt hatten, und sie meinten, daß sie bei ihrem Fluge durch die Wolken des Himmels auch dem Himmelreich näher kämen,

und daß der liebe Gott sie sähe und sie gewiß zu ihren Eltern zurückführen würde.

Als die Nacht hereingebrochen war und der große Komet in seiner furchtbaren Pracht so dicht über ihnen stand, ängstigte sich Hänschen sehr, daß sie ihm zu nahe kommen und derselbe mit einem Funken aus seinem glühenden Schweif ihr Luftschiff in Brand setzen könne. Doch als Jenny ihn versicherte, daß der feurige Stern wohl noch viele Meilen von ihnen entfernt sei und der liebe Gott auch nicht zulassen würde, daß er ihnen ein Leid thue, beruhigte sich der Kleine wieder, und nach einiger Zeit meinte er sogar, der Stern könne doch etwas näher zu ihnen kommen, um sie zu wärmen; denn er friere gar so sehr.

Da nahm Jenny ihre Schürze ab und wickelte sie um die kleinen, erstarrenden Glieder, indem sie zärtlich sagte: „Schwesterchen hat weiter nichts, dich zu wärmen, Hänschen; doch ich will dich fest in meinen Armen halten und dann sage dein Nachtgebet und schlafe ein."

„Aber wie kann ich denn beten, ehe ich mein Abendsüppchen gegessen habe?" fragte das Kind.

„Weil wir beide heute kein Abendbrot bekommen," sagte die Schwester, „so müssen wir nur um so mehr beten, daß Gott uns helfe."

Und so falteten die beiden Kinder, allein in der weiten Öde des Weltraums, ungeschreckt von der Dunkelheit, der Unermeßlichkeit und dem Schweigen des Todes um sie her, in Gegenwart des flammenden Kometen und der zahllosen, erglühenden Sterne ihre kleinen Händchen und schluchzten ihr kummervolles Vaterunser zum Himmel empor, worauf sie ihr kleines Abendgebet noch sprachen:

„Still leg' ich mich zum Schlummer hin,
Weil ich in treuem Schutze bin.
Sollt' ich auch sterben diese Nacht,
Du, Heiland, hälst bei mir die Wacht."

„Hänschen, der liebe Heiland hört das ganz deutlich, weil wir jetzt so nahe bei ihm sind," sagte Jenny, „und nun kannst du ruhig schlafen."

Und bald schlief der kleine Knabe auf dem Boden der Gondel, das Köpfchen in der Schwester Schoß, so süß und fest, wie daheim in seinem Bettchen, während das ältere Kind die langen, langen, grauenvollen Stunden still durchwachte und die Gondel, welche sie trug, ruhig durch die unbewegte Nachtluft dahin flog, bis sie im erwachenden Morgenwinde leise zu schwanken und zu schaukeln begaun.

Welche Gedanken mögeu wohl durch den Kopf des kleinen, schlichten Landmädchens während jener Nacht gezogen sein? Fürchtete Jenny nicht, umgeben von Sternen und Sternschnuppen, den Boten und Gefährten des Kometen, in Flammen auflodern zu sehen oder immer so dahin schwimmen zu müssen, Tag und Nacht, bis sie und ihr kleiner Bruder erfroren und verhungert seien?

Nein, der Glaube war mächtig in ihr, und er sollte sie nicht zu Schanden werden lassen. War es ein glücklicher Zufall nur, der des kleinen Mädchens Hand, da sie bei dem heftiger werdenden Schaukeln der Gondel nach einem Halt suchte, eine herabhängende, mit dem Ventil in Verbindung stehende Schnur erfassen ließ? Plötzlich begann der Ballon zu fiuken, leise und sanft, wie von zärtlichen Händen getragen und als ob ein himmlischer Führer ihn durch die milden Luftströmungen leite, ihn vorsichtig lenkend, damit er weder in einen See, noch in einen Fluß oder in ein Walddickicht niedersänke, wo diese seltsame Irrfahrt der beiden Kinder mit einem Tode voll undenkbaren Grausens ihr Ende erreicht haben würde. So gelangten sie auf die Erde, ohne Erschütterung, wie ein Vogel sich vom Fluge niederläßt, und an einer Stelle, wo menschliches Erbarmen und menschliche Hilfe in der Nähe waren.

Die Sonne hatte sich noch nicht erhoben; doch die Morgendämmerung breitete ihre feinen Schleier aus, als das kleine Mädchen, da es sich über den Rand der Gondel bog, die liebe,

bekannte Erde wieder erblickte; dieselbe gleichsam näher und näher zu sich emporsteigen sah, wie es ihm scheinen wollte.

Doch als der Ballon endlich stillstand, befanden sie sich zu ihrem Schrecken nicht am Boden, sondern im höchsten Wipfel eines Baumes. Aber in der Nähe schimmerte das Dach eines Hauses aus den Bäumen hervor, woher Hilfe zu erwarten war, und so weckte Jenny ihr Brüderchen, um ihm die nahe Rettung zu verkündigen, und die Kinder umschlangen und küßten sich und rieben sich einander die erstarrten, kalten Hände.

In dem benachbarten Hause lag der Besitzer schon seit Stunden schlaflos und von einer seltsamen Unruhe befallen, deren Grund er sich nicht erklären konnte. So stand er vor Tagesgrauen auf, kleidete sich an und wollte den Kometen am Himmel stehen sehen. Bald darauf hörte seine Frau einen lauten Ruf vom Garten her, da beeilte auch sie sich hinauszukommen, und ging so schnell wie möglich vors Haus. Da stand ihr Mann und zeigte entsetzt auf eiu wunderliches, formloses Ding, welches auf der Spitze des höchsten Birnbaumes hing. Die Frau dachte im ersten Schreck, es könute wohl gar der Komet sein, dessen Licht erloschen und der auf die Erde gefallen sei.

Nach und nach redeten die Gatten sich Mut ein und näherten sich dem Birnbaum, der wohl noch keine solche Frucht getragen hatte.

Da klang auf einmal von dem fremdartigen Ungetüm her ein feines, klagendes, zitterndes Stimmchen: „Bitte, bitte, holen Sie uns doch herunter; wir frieren so sehr."

„Wer seid ihr denn und wo steckt ihr?" fragte der Mann.

„Wir haben solchen Hunger; bitte, holen Sie uns herunter!" bat ein zweites feines Stimmchen.

„Aber wer seid ihr denn?" wiederholte die Frau, die an die Nähe von etwas Überirdischem glaubte.

Das erste Stimmchen antwortete: „Wir sind Pächter Klasens kleines Mädchen und kleiner Junge und sind mit dem Ballon davongeflogen."

Und das zweite Stimmchen fügte hinzu: „Wir sind Hans und Jenny; ach, wir frieren und sind so hungrig.“

Allmählich kam dem Bauern und seiner Fran eine schwache Ahnung des Sachverhaltes, und so haschte er nach dem herabhängenden Seile, und mit Hilfe seiner Frau kam der seltsame Vogel endlich vom Baume herunter.

Nnn wurde zuerst Hänschen ans der Gondel gehoben, und derselbe lief gleich auf das Haus zu, kehrte aber doch auf halbem Wege wieder um und besah erst mit scheuer Neugierde den zusammengesunkenen Luftballon. Die treue Schwester war aber so erstarrt uud erschöpft, daß sie ins Haus getragen werdeu mußte, wo sie erst nach geraumer Zeit imstande war, zitternd und schluchzend ihre wunderbare Geschichte zu erzählen.

Noch vor Sonnenaufgang wurde ein berittener Bote zu den Eltern der geretteten Kinder gesandt, bei welchen derselbe aber erst am späten Nachmittag anlangte, und einige Stunden später trafen die Kinder im bekränzten vierspännigen Wagen ein, begleitet von Musikanten, einer Schar fahnen- und blumentrageuder Kinder und dem biedern Ehepaar, welches sie gerettet hatte, und empfangen von einem überglücklichen Elternpaar, welches dem lieben Gott nicht genug für die wunderbare Rettung ihrer geliebten Kinder danken konnte.



## Nicht böse gemeint.

Mit Buntbild.

Die kleine Käte war eben aus der Nachmittagsschule nach Hause gekommen und stand im Begriff, ihren Hut im Vorzimmer abzunehmen, als die Klingel an der Eingangsthür gezogen wurde. Käte öffnete, und da stand ein kleiner, ärmlich gekleideter

Knabe mit blassem Gesicht, der ein Körbchen mit Papierblumensträußchen in der Hand hielt und mit matter Stimme bat, ihm doch einige seiner Blumen abzukaufen, da er sehr hungrig sei und gern ein Brot kaufen wolle.

Käte fand die bunten Blumen sehr hübsch, sie hatte großes Mitleid mit dem Kinde, welches hungerte und gern ein Brot kaufen wollte, daher sagte sie sehr freundlich: „Gieb mir deine Blumen, meine Mutter ist sehr gut und wird dir gewiß einige dieser Sträußchen abkaufen.“

Da strahlte das Gesicht des Knaben, er reichte dem kleinen Mädchen seinen Korb und diese trug ihn ins Wohnzimmer, wo sie jedoch ihre Mutter nicht fand.

Sie setzte daher den Korb auf einen Stuhl, legte ihre Schulbücher weg und ging ins Nebenzimmer. Da fiel ihr ein, daß sie, weil es ein so heißer Tag war, ihrem Kanarienvogel frisches Wasser geben müsse; dieses Geschäft besorgte sie und ging dann erst in die Küche, wo sie von Lene, dem Dienstmädchen, erfuhr, daß die Mutter ausgegangen sei, aber bald wieder zurückkommen werde.

„So gieb mir mein Vesperbrot, Lene,“ bat Käte, die gleichfalls sehr hungrig war.

Und während Käte ihr Butterbrot verzehrte, griff sie in die Tasche und fand das Stückchen Zucker, welches sie vom Frühstück her für ihr Mätzchen aufgehoben hatte. Eilig brachte sie dem Vögelchen den Leckerbissen und freute sich, wie es an dem Zucker pickte, und dann erst ging sie in das Wohnzimmer zurück.

Die Papierblumen und den kleinen Knaben an der Thüre hatte sie indessen ganz vergessen.

Der kleine Robert war der Sohn einer armen Witwe, welche wegen Kränklichkeit keine schwere Arbeit verrichten konnte, und da sie weder Näherei noch Strickerei bekommen konnte, verfiel sie auf den Gedanken, künstliche Blumen aus Seidenpapier zum Ausstellen in Vasen zu fertigen und diese durch ihren kleinen Jungen in den Häusern zum Verkauf umhertragen zu lassen.

Diese Blumen, welche Käte sehr gefielen, konnten allerdings

einem feinen Geschmack nicht genügen; denn sie hatten weder in ihren grellen Farben, noch in ihren Formen viel Ähnlichkeit mit natürlichen Blumen. Dennoch verkaufte der kleine Knabe zuweilen einige davon.

Heute hatte er ohne Frühstück seine Wanderung angetreten. Ganz erschöpft nach vielstündigem, vergeblichem Treppauf- und Absteigen hatte Robert endlich Kätes freundliche Versicherung gehört, daß die Mutter so gut sei und ihm gewiß etwas abkaufen werde.

Sie blieb sehr lange aus, während er an der halbgeöffneten Vorsaalthüre wartete. Gewiß wählte die Mutter des freundlichen kleinen Mädchens so lange, weil sie ihm viel abkaufen würde. Er wartete geduldig, aber er war so müde und so hungrig. „Wenn sie doch käme," dachte er.

Als Käte ins Wohnzimmer trat, sah sie, daß die Katze sich über den Blumenkorb gemacht und mit seinem bunten, raschelnden Inhalt ihr lustiges Spiel getrieben hatte. Der Korb lag auf der Erde, die Blumen teils darunter, teils umhergestreut, zerknittert und verbogen und zerrissen.

Mit einem tüchtigen Schlag entriß Käte eine Blume noch der Katze, welche diese zwischen den Pfoten hielt, raffte die anderen zusammen, legte sie in den Korb und trug diesen dann dem wartenden Knaben vor die Thüre hinaus.

„Die Mutter ist nicht zu Hause," sagte sie, „sonst hätte sie dir wohl Blumen abgekauft, und ich habe kein Geld, um etwas kaufen zu können."

Dann fiel die Thüre ins Schloß; Käte wollte schnell ihre Schulaufgaben für den nächsten Tag machen, um dann in den Garten gehen zu können.

Der kleine Robert hörte Kätes Worte, vernahm, wie die Thüre zuschlug, und dann sah er in sein Körbchen, in welchem die schönen Blumen in wüster Unordnung lagen.

Da brach er in ein jammervolles Schluchzen aus. Nun war keine Hoffnung mehr, daß jemand ihm die Blumen, die seiner Mutter so viel Mühe gemacht, abkaufe. Nun mußte er heim-

gehen, ohne Geld, ohne Brot, mit den zerstörten Blumen. Und das kleine Mädchen, welches ihm so tröstlich versprochen, daß seine Mutter ihm helfen werde, hatte ihm dies zugefügt.

Mit langsamen, müden Schritten stieg er die Treppen hinab. Er breitete das Tuch, welches er noch in der Hand hielt, über die mißhandelten Blumen, aber indem er dies that, schien es ihm, als drehten sich die Blumen alle in einem bunten Wirbel zusammeu, seine Füße wurden immer schwerer, sein Gang langsamer. Als er die Straße erreicht hatte und die heiße Sonne wieder auf ihn herniederbrannte, vermochte er nur noch eine kurze Strecke zu gehen, dann sank er auf einer Hausthürschwelle hin, sein Körbchen in seinem Schoße; sein Kopf lehnte an dem Thürpfosten, er wußte nichts mehr von sich.

Lange saß er so da, denn die heiße Straße war menschenleer. Endlich ging eine Dame vorüber, sah das Kind und blieb stehen. Sie dachte, es schlafe und es könnte wohl jemand ihm sein Körbchen vom Schoße wegnehmen. Deshalb wollte sie den Knaben wecken. Doch als sie ihn anfühlte, war seine Hand kalt und sie sah, daß das Kind ohnmächtig war.

„Armes Kind,“ sagte sie mitleidig, „es mag wohl von der Hitze erschöpft sein. Hier kann es nicht liegen bleiben.“

Sie ging bis zur nächsten Straßenecke, wo sie einen Dienstmann holte und ihn bat, ihr das Kind nachzutragen. Der Mann lud den Knaben samt seinem Korbe auf und bald lag das Kind in einem kühlen Zimmer auf einem Sofa.

Die Dame holte frisches Wasser, Essig und Wein. Sie besprengte das Gesicht des Kindes, rieb ihm Stirn und Schläfen und flößte ihm etwas Wein ein.

Da seufzte es auf und rief: „Mutter! Mutter!“

„Mein armer Junge,“ sagte die Dame, „fehlt dir etwas, hast du Schmerzen?“

„Ich hungere so sehr,“ flüsterte der kleine Knabe wie im Schlafe.

„Armes Kind,“ sagte die gute Frau, ging hinaus, und als

sie mit einem Teller voll Weißbrot zurückkam, saß der Knabe aufrecht auf dem Sofa und sah sich ganz erschrocken um.

„Wo ist meine Mutter?“ fragte er.

„Wir werden sie gleich holen lassen,“ beruhigte ihn die Dame; „erst iß das Brot und trinke noch etwas Wein. Dann sage mir, wo deine Mutter wohnt. Du hast gewiß in dem Korbe etwas für sie geholt oder fortgetragen und es ist dir übel geworden, dann bist du eingeschlafen.“

Heißhungrig aß der kleine Robert die Semmel und trank verschmachtet den guten Wein; dann nannte er die Wohnung seiner Mutter und erzählte, wie sie so arm sei und Papierblumen anfertige, die er zum Verkauf umhertrage. Da er aber in letzter Zeit nichts verkauft habe, sei das Brot alle geworden und so habe er heute früh, ohne etwas zu essen, seine Wanderung angetreten und bis zum Nachmittag nichts verkauft. Da sei er in ein großes Haus gekommen, habe geläutet und ein freundliches kleines Mädchen habe ihm seinen Blumenkorb abgenommen und ihm gesagt, die Mutter, die so gut sei, werde ihm etwas abkaufen, und nachdem er lange, lange gewartet, habe das kleine Mädchen ihm den Korb zurückgebracht, in welchem die Blumen verdorben und zerrissen gelegen. Da sei er sehr erschrocken und habe nach Hause gehen wollen, sei aber so hungrig und müde gewesen.

Die Dame nahm den Korb und betrachtete die zerzausten Blumen.

„Du sagst, das kleine Mädchen habe deine Blumen an sich genommen und sie dir in diesem Zustande zurückgegeben? Das muß ja ein sehr, sehr leichtsinniges Kind gewesen sein, welches dir das gethan hat.“

Da öffnete sich die Thür und Käte trat, erhitzt vom Spiel im Garten, herein. Sie erstaunte, als sie den Knaben mit den Blumen sah, und dieser rief: „Das ist das kleine Mädchen, welches meine Blumen verdorben hat!“

„Käte, wie? Das ist doch nicht möglich, thatest du das wirklich?“ fragte die Mutter.

Käte wurde sehr rot und sagte: „Ich dachte, du würdest ihm etwas abkaufen und nahm den Korb mit ins Wohnzimmer und suchte dich. Da hat die Katze den Korb herabgerissen und mit den Blumen gespielt. Ich wußte nicht, daß sie so verdorben waren. Ich habe es nicht böse gemeint."

„Ich bin überzeugt, daß du dem armen Kinde nicht absichtlich ein Leid zufügen wolltest," sagte die Mutter; „doch was du thatest, war sehr unbesonnen, und ich bin froh, daß ich imstande bin, wieder gut zu machen, was du schlimm gemacht. Was durch die Schuld meiner Tochter verdorben wurde, werde ich bezahlen," fügte sie, zu Robert gewendet, freundlich hinzu, „und werde auch bemüht sein, die Not deiner Mutter zu lindern."

Sie erzählte nun Käte, wie sie den Knaben ohnmächtig vor Hunger und Angst wegen des Verlustes der Blumen auf der Thürschwelle des benachbarten Hauses gefunden und mit sich genommen habe, um ihm beizustehen, und dann alles, was Robert ihr von der Armut seiner Mutter erzählt hatte. Käte hatte Thränen in den Augen und versicherte, daß sie es ganz gewiß nicht böse gemeint und nur den Korb mit den Blumen und den Knaben vergessen habe, daher die Katze Zeit gefunden, den Inhalt des Korbes zu verderben.

„Das Schlimme in der Welt geschieht nicht immer aus böser Absicht," sagte die Mutter, „sondern sehr oft aus Leichtsinn, Vergeßlichkeit und Unbedachtsamkeit."

Inzwischen hatte Lene den Auftrag erhalten, die Mutter des Knaben zu holen, und diese, die sich bereits wegen des langen Ausbleibens des Knaben sehr geängstigt, kam nun, um der barmherzigen Frau, die sich ihres Kindes angenommen, von ganzem Herzen zu danken.

Die Dame bezahlte die verdorbenen Blumen und erfuhr dann aus den Mitteilungen der armen Frau, daß diese ohne ihr Verschulden in so große Not geraten war.

Indessen hatte sich der kleine Knabe erholt und verließ mit seiner Mutter die Wohnung seiner Wohlthäterin.

Diese fand Gelegenheit, Roberts Mutter vielerlei einträgliche Arbeit zu verschaffen, und dadurch sah sich diese der Notwendigkeit überhoben, ihr Kind zum Verkauf ihrer Arbeiten in der Stadt umherzuschicken.

Robert ging in die Schule und machte seiner Mutter Freude. Käte wurde bedachtsamer und lernte mit der Zeit überlegen, ehe sie etwas sprach oder that.

# Leni.

Die Leni war eine arme, alte Frau, die mit einem Tragkorbe auf dem Rücken in der Stadt umherging und einen Handel mit Sägespänen trieb. Sie hatte in ihrer Jugend in der Stadt gedient, und da sie immer brav gewesen, so waren ihre alten Dienstherrschaften und deren Freunde ihre Kunden, so daß sie ihre Ware in der Stadt nie lange auszubieten hatte, sondern schnell verkaufte. Zuweilen brachte sie auch eine Strähne Flachsgespinst nach der Stadt, welches sie selbst gesponnen hatte und an den Leinweber verkaufte. An solchen Tagen nahm sie stets etwas als Geschenk für des Sägemüllers Kinder, Rosel und Franz, mit.

Die Lene brachte die Sägespäne aus der Sägemühle, die einige Stunden von der Stadt entfernt nach dem Gebirge zu lag. Des Sägemüllers Frau war eine Anverwandte der Leni, und als diese zu alt zum Dienen geworden war, zog sie zu den Verwandten, die ihr eine kleine Hütte zur Wohnung gaben, welche oberhalb der Mühle am Mühlbach lag und dem Müller gehörte. Ein altes, verwittertes Hüttchen, aus morschen Brettern mit nur zwei Fenstern, eins nach dem Bach zu, eins neben der Thür,

auf welche das windschiefe Dach herabhing, wie einem Schlafenden die Mütze schief auf die Nase rutscht. Hier richtete sich die Leni mit dem wenigen Hausgerät ein, das sie sich von ihren Ersparnissen gekauft. Sie war zufrieden, daß sie, wie in ihrer Kindheit, wieder auf dem Lande leben konnte.

Sie nährte sich durch den Handel mit Sägespänen, die ihr der Müller billig abgab, und mit Spinnen, das sie in ihrer Jugend gelernt hatte und nun in ihren alten Tagen wieder anfing. Die beiden Kinder des Müllers waren Lenis Lieblinge, und sie waren zumeist droben in der alten Hütte bei ihr oder in der Nähe; ließen sich von ihr erzählen, spielten, oder Franz fischte im Bach und Rosel lernte bei Leni spinnen.

Das war eine große Erleichterung für die vielbeschäftigte Sägemüllerin, die so viel in Haus, Hof und Stall zu thun hatte, daß ihr nur wenig Zeit zur Beaufsichtigung der Kinder blieb, die sie bei der Leni in sicherem Schutz wußte.

Eines Tages im Hochsommer bei drückender Hitze war der Sägemüller schon mit Tagesanbruch mit einem Knecht ins obere Gebirge gefahren, um Stämme zu holen, und die Leni war in der Stadt mit Sägespänen und gesponnenem Flachs. Das wußten die Kinder und sie freuten sich schon auf das, was ihnen die Leni mitbringen würde.

Am Nachmittag, da sie bald kommen mußte, fragten sie die Mutter, ob sie der Leni entgegengehen dürften, und diese erlaubte es. Doch es war sehr heiß, und so berieten die Kinder, daß sie lieber hinauf in das Hüttchen der Leni gehen und sie dort, wo es so schön kühl sei, erwarten wollten. Die Hüttenthür war nur eingeklinkt und Rosel trat ein.

„Horch!“ rief Franz, „wie der Bach rauscht;“ und er ging an den Bach neben der Hütte, um zu angeln, während sich Rosel ans Spinnrad setzte.

Ja, der Bach rauschte so laut, wie es die Kinder nie gehört hatten, und die kleinen Fischlein sah man gar nicht, denn sein Wasser, welches sonst so durchsichtig wie Glas war, hatte

eine trübe, dunkelgelbe Farbe und seine Wellen drehten sich in Wirbeln und führten Holzstücke, Zweige und Blätter mit sich. Da legte sich ein Ast quer über das Wasser und bildete ein Wehr, über welches die Flut schäumend brauste. Endlich wurden Fränzchens Füße naß, er rückte weiter und weiter am Ufer zurück und als der Bach immer größer wurde, kam er ins Hüttchen und hielt die Angel zum Fenster hinaus, denn das Wasser hatte schon die Hüttenwand erreicht. Bald konnte er die Holzstücke und was sonst noch mit der Flut getanzt kam, mit den Händen fassen, und endlich wurden auch Rosels Füße naß.

„Hilf mir," sagte sie zu Franz, „das Spinnrad auf den Tisch stellen, es ist hier so naß." Und beide Kinder hoben lustig das Spinnrad der Leni auf den Tisch und nun saß Rosel oben und spann. Bald folgte ihr auch Franz, der nun vom Tisch aus angeln konnte, denn alles, alles war Wasser, es plätscherte lustig um die Kinder her, und die freuten sich, was Leni für Augen machen würde, wenn sie das Wasser sähe.

Leni kam indessen den Weg von der Stadt her und hörte schon unterwegs von den Leuten, daß im Gebirge ein Wolkenbruch gefallen sei. Als sie den Bach erreicht hatte, war dieser in einen brausenden Strom verwandelt, der seine Wellen wild über die umliegenden Felder und Wiesen warf und die Bretter aus der Sägemühle auf seinem Rücken dahintrug.

Als sie die Mühle erreicht hatte und in den Hof trat, sah sie die Müllerin mit einer Magd, hoch aufgeschürzt, beschäftigt, das Vieh aus den überschwemmten Ställen zu führen.

„Wo hast du die Kinder, Leni?" rief die Frau erschrocken, als sie die Alte erblickte; „sie sind dir doch entgegengegangen?"

„Die Kinder? Ich habe sie nicht gesehen," sagte Leni.

„Wo können sie sein? Um Gottes willeu, die Kinder!" jammerte die Frau, „ich bin allein mit der Magd, mein Mann ist mit dem Knecht nach Stämmen gefahren."

Beide eilten aus dem Mühlhofe hinaus, von wo man die

Landstraße weithin übersehen konnte, doch keine Spur der Kinder erblickte.

Aber weiterhin, da, wo Lenis Hütte stand, hatte sich das Wasser gestaut und bildete, fürchterlich brausend und schäumend, einen kleinen See um die Hütte herum.

„Die Hütte!" schrie Leni, „meine Sachen, mein Hab' und Gut! Das Dach wankt schon!"

In diesem Augenblick wurde die Müllerin totenblaß und Lenis Hand erfassend, riß sie die Alte mit sich fort bis an das gurgelnde Wasser, das sich über ihre Füße ergoß. „Hörst du nichts?" fragte die Müllerin voll Angst.

Leni horchte in das wirbelnde Wasser. „Die Kinder!" sagte sie und entfärbte sich auch, „ich höre die Kinder!"

„Sie sind in deiner Hütte!" rief die Mutter, „und wir können sie nicht holen, das Wasser geht uns bis an den Hals."

„Mir nicht," sagte Leni, die größer war als die Müllerin; „besinne dich nicht, hole mir schnell des Müllers große Wasserstiefel und ich suche mir einen tüchtigen Stock. Ich hole die Kinder!"

Nach einigen Sekunden hatte Leni die hohen Wasserstiefel angezogen und den Stock in der Hand; nun watete sie, noch erhitzt vom raschen Gange, mit dem Tragkorb auf dem Rücken in das tiefe, rauschende Wasser. War es Täuschung, wankte das Hüttendach schon? Es ging mühsam durch die Flut, die mit heftigem Wellenschlag sich der Leni entgegenwarf, aber es ging doch. Nur die Arme hatte sie frei, als sie die Hütte erreichte. Hörte sie recht? Ins Brausen der Wellen klang das Schnurren des Spinnrades.

Da saßen die Kinder lachend und wohlbehalten auf dem Tische und begrüßten die alte Leni mit Jubel. Franz hatte wirklich ein Fischchen vom Tische aus gefangen und Rosel hatte den Flachs vom Spinnrad zerzaust, daß er nach allen Seiten flog.

„Schnell, schnell!" rief zitternd die arme Leni und ergriff

Rosel, die sie in den Korb steckte. „Sitze ruhig Franz," bat sie, „nur eine kleine Weile, dann hole ich dich."

Und fort watete sie, auf ihren Stock gestützt, bis zur Mutter, die ihr Kind mit Freudenthränen an sich riß. Dann machte sie noch einmal den beschwerlichen Weg und trug auch den kleinen Franz durch die Wasserflut. Hierauf sank sie ermattet zusammen, ihre Kräfte waren erschöpft. Jetzt erschallte ein Prasseln und Krachen, das Dach der Hütte stürzte ein; die hölzernen Wände fielen zusammen uud in buntem Wirbel sank der Hausrat der armen Leni in das schäumende Wasser.

Die alte Leni hörte den Untergang ihrer kleinen Habe nicht mehr, sie lag besinnungslos am Boden.

Am folgenden Tage hatte sich das Wasser, dem man Abzug verschafft, verlaufen und bald waren die Spuren der Verheerungen der Überschwemmung um die Sägemühle her beseitigt. Nur Lenis Hüttchen lag in Trümmern, und wenn auch manches von ihrem lieben Hausrat aus dem Schlamm hervorgeholt wurde, so war doch auch viel fortgeschwemmt uud verdorben.

Doch was war das alles gegen das Glück, daß die Kinder gerettet waren, und gegen die Angst um die alte Leni, die sich durch ihre Heldenthat eine schwere Krankheit zugezogen hatte?

Aber wie treu und sorgfältig wurde sie auch von den dankbaren Eltern der geretteten Kinder gepflegt! Sie lag im besten Bett in der Mühle und der Müller bezahlte Doktor und Apotheke. Als endlich die alte gute Leni aus aller Gefahr war, da schien nichts zu gut und zu teuer, was ihr zur Stärkung dienen konnte.

Während der Zeit ihrer Krankheit wurde dort, wo die alte Hütte gestandeu, eine neue gebaut, aber nicht aus Holz, sondern festgemauert, so daß weder Sturm noch Wasserfluten sie umreißen konnten. Und als der Bau fertig war, wurde alles hineingestellt, was von dem alten Hausrat erhalten war, und was verloren gegangen, wurde durch neues ersetzt, und dann wurde die Leni, die wieder ganz gesund geworden, in das neue

Häuschen geführt. Und da wohnte sie nun; aber Sägespäne durfte sie nicht mehr nach der Stadt tragen, dazu war sie den Müllersleuten doch viel zu lieb geworden. Sie sollte sich pflegen und schonen, und alles, was sie bedurfte, bekam sie von ihren Verwandten. Nur das Spinnen konnte sie, obgleich es ihr so gut ging, nicht lassen; sie spann aber nur zu ihrem Vergnügen und zum Zeitvertreib.

Rosel und Franz hatten die alte Leni nun noch lieber als zuvor, da sie erfahren, aus welcher Gefahr sie von ihr unter eigener Lebensgefahr gerettet worden waren.

Und die Eltern sagten oft: „Ja, wenn die gute Leni nicht gewesen wäre, so hätten wir jetzt keine Kinder mehr, die wären längst ertrunken."

# Der Pfennig.

Mit Buntbild.

In einem großen düsteren Hause in einer kleinen Stadt lebte vor Zeiten ein alter Mann, der, wie die Nachbarn sich erzählten, unermäßlich reich war. Gesehen aber hatte seine Schätze noch niemand.

Sie lagen hinter festen eisernen Schlössern und Riegeln verwahrt, in schweren eisernen Truhen, und der einsame Alte saß Tag für Tag freudlos und allein in seinen dunklen Stuben und bewachte seinen Mammon.

Die Liebe zum Gold hatte den Unglücklichen gleich einem finsteren und bösen Geiste gefangen genommen, all sein Sinnen und Denken war auf das kalte, funkelnde Gold gerichtet, das tot und schwer, keinen Menschen erfreuend und keinem nützend, in den dunklen Kästen verborgen lag.



Früher, als die Kästen noch nicht so stark gefüllt waren, hatte der Mann wohl noch hie und da darau gedacht, in späteren Jahren, wenn sein Reichtum größer und größer geworden, herrlich und in Freuden davon zu leben, gut und fein zu essen und mit sausendem Zweigespann in der schönen Welt spazieren zu fahren.

Doch je größer sein Besitz wurde, desto mehr versanken diese Gedanken. Das Gold selbst, das leblose, seelenlose Gold, ward seine Leidenschaft. Jedes Geldstück, das er ausgeben mußte, schaffte ihm böse Stunden, und am liebsten wäre er samt seinem alten treuen Diener verhungert, nur um mehr und mehr zusammenscharren zu können von den geliebten Thalern und Dukaten. Schlechtes Essen, schlechte Luft und schlechte Träume — das war des Reichen Los! Kaum ein kräftiges Stück Fleisch mochte er essen, kaum ein Fenster wagte er zu öffnen aus Furcht vor Dieben, kaum ein Stündchen ruhig zu schlafen gelang ihm noch. Nur zählen, nur zählen, zusammenrechnen und zählen den Riesenschatz, Tag und Nacht, in Wirklichkeit und im Traum! Das war die einzige Beschäftigung seines Lebens.

Böse Tage waren es, wenn der Geizhals notgedrungen einmal gezwungen war, seiner Geldgeschäfte wegen einen Ausgang zu machen. Voll quälender Sorge und Angst um seinen Schatz verließ er dann das Haus und voll Mißtrauen und übler Laune betrachtete er jeden, der mit fröhlichem Gesicht, sich seines Lebens freuend, draußen umherging. Ein wahrer Greuel namentlich waren ihm die Kinder. Sie hatten von klein auf nur Schreckliches und Unbegreifliches von dem Geizhals reden gehört und betrachteten ihn nun voll Staunen und scheuer Neugierde, in kleinen Trupps neben ihm herziehend. Wütend schlug er deshalb oft mit seinem Krückstock unter sie drein, daß sie wie gescheuchte Sperlinge vor ihm herflogen.

Ein ärmlich gekleidetes, liebliches kleines Mädchen war einst von ungefähr auch in solch einen Kinderschwarm hineingeraten. Sie sollte beim Bäcker für einen Pfennig altbackenen Wecken

in die Milch ihres kränklichen Brüderchens holen. Zu Tode erschrocken ergriff sie, als der Geizhals auf einmal schimpfend und drohend unter die Kinder dreinfuhr, mit ihren Genossen die Flucht. Die enge Gasse war mit einem Schlage leer, aber mitten auf dem holperigen Fahrdamme lag im blitzenden Sonnenschein ein nagelneuer Pfennig dicht vor den Füßen des Alten.

Mit widriger Freude bückte der lahme, steifgliedrige Greis sich nach dem Fund. Er drehte den Pfennig in der Hand herum, besah ihn genau, lächelte ihm förmlich zu und schob ihn dann zu den übrigen Pfennigen, Groschen und Thalern, die er bei sich trug, in seine große lederne Geldkatze. Vergnügt, wie man ihn lange nicht gesehen, humpelte er dann auf seinen Krücken weiter. — Nur ein kleines Stück Wegs — dann stand er plötzlich aufmerksam und beobachtend still. — Ein blondgelocktes zartes Mägdlein, dasselbe, das er vorher schon im Kinderschwarm gesehen, kam schluchzend und ängstlich, nach allen Seiten spähend, des Weges daher. Ihr Gesichtchen war ganz blaß vor Kummer und Angst. Eifrig suchend, sich bückend ging sie vorwärts, dann hob sie plötzlich den Blick, sah mit einem scheuen Aufleuchten ihrer großen blauen Augen den Alten an und kam dann ganz aufgeregt, Furcht und Hoffnung auf dem Gesichtchen, nahe an ihn heran. Ob er nicht vielleicht einen Pfennig gefunden habe? fragte sie und sah dabei mit heißem Flehen zu ihm empor. Der Alte betrachtete finsteren Blickes dieses zarte, ängstliche Kindergesicht — wie ein ganz leiser, leiser Hauch von Mitgefühl regte sich's in seinem Herzen — aber gleich darauf schnürte der böse Geiz ihm gleichsam die Kehle zu; er brachte das leise Ja, das er murmeln gewollt, nicht heraus, nur ein unwilliges Kopfschütteln hatte er als Antwort für die arme kleine Fragerin.

Die Hand fest auf die schwere Geldkatze gepreßt, wollte er weiter. Da geschah etwas sehr Trauriges. Das Kind, das bei seinem unfreundlichen Bescheid in lautes, heftiges Schluchzen ausgebrochen war, schwieg plötzlich, wankte, wurde blaß, fast bläulichweiß im Gesichtchen und fiel wie eine abgemähte Ähre zu

seinen Füßen nieder. Ein furchtbarer Schreck durchdrang ihn. Tot! Tot! Er stieß einen Schrei aus, daß die Nachbarn aus den Thüren gestürzt kamen, aber statt ihnen Auskunft zu geben, deutete er nur mit dem Krückstock auf die blasse Kleine und humpelte, so schnell seine schwachen Füße es gestatteten, davon. Laute, wirre Fragen schallten hinter ihm drein, aber er gab keinen Bescheid. Mürrischer und verdrossener als je kehrte er bei seinem Geldwechsler ein, wechselte das Silber und Kupfer in seiner Tasche, dazu auch den Pfennig des fremden Kindes, in blanke Goldstücke um und trat in düsterer und schweigender Eile den Heimweg an.

Keuchend saß er eine Stunde später in seinem zerschlissenen Lederstuhl im verdunkelten Gemach. Er hatte die neuen Goldstücke zu den übrigen gethan, hatte den ganzen Schatz, an dem sich sein Auge so gern labte, wieder einmal auf einen Haufen geschüttet, darauf neu abgeteilt, gezählt, in Säcke gethan und in die eisernen Truhen verteilt. Die Arbeit war mühsam gewesen, und alle Glieder zitterten ihm noch. Aber von der Arbeit doch nicht allein. Eine dumpfe, unerklärliche Angst lag auf seinem Herzen. Immer wieder sah er das flehende Gesicht des Kindes vor sich. Er hatte ihr den Pfennig, ihr einziges Hab' und Gut, gestohlen, und daran war sie gestorben! Niemand wußte es, niemand sollte es erfahren. Aber der dumpfe Druck, die Last, die Angst in seinem Herzen waren schrecklicher, als ein menschliches Strafgericht.

Zum erstenmal erschien ihm sein dumpfes, dunkles Zimmer, in das kein Strahl des lieben Sonnenlichtes und der freien Gottesluft drang, eng und schrecklich, wie ein Gefängnis. Er öffnete das Fenster ein wenig, aber mit furchtbarem Entsetzen schloß er es gleich wieder. Ein dumpfes Schwirren und Rauschen wie von Geisterflügeln wehte über ihn hin. Wie gebrochen sank er auf seinen Sitz. Großer Gott! Das Kind war wirklich tot, und sein Geist verfolgte ihn nun zur Strafe für seine himmelschreiende Sünde. Nein, nein, der große Gott durfte ihn nicht

so peinigen. Was hatte er gethan? Einen Pfennig gestohlen, nichts als einen Pfennig! Er wollte ihn zurückgeben. Aber wem? Die Kleine war starr und still. Und wenn sie gelebt hätte? Wie hätte er den Pfennig, der längst umgewechselt war, wieder schaffen sollen? Derselbe Pfennig mußte es sein, denn die Geister nehmen es genau. So redete er seinem Gewissen vor, um nicht einen anderen Pfennig hergeben zu müssen. Entsetzen und Reue wüteten in seiner Brust, aber immer noch war der Geiz mächtiger als sie beide.

Aber nicht lange. Ein furchtbares, wildes, geisterhaftes Flattern und Rauschen begann auf einmal über seinem Haupte. Schreckliche, drohende Töne drangen an sein Ohr. Ohne daß er's gemerkt, war der Abend hereingebrochen, fahles Dunkel füllte sein Zimmer, nur ein paar glühende, rotfunkelnde Punkte, so groß wie ein paar flammende Goldstücke, schwebten in Kreisen und Bogen um ihn her.

Kalter Schweiß trat auf seine Stirne. Er wollte schreien und brachte doch keinen Laut heraus, so schnürte die krampfhafte Angst ihm die Kehle zu. Immer drohender wurde die schreckliche Stimme. Ja, ja, er verstand es, was sie wollte; er verstand das stumme Gebot der flammenden Goldpunkte! Herausgeben sollte er, was er sich sündhaft angeeignet; und wenn er den Pfennig nicht mehr besaß, so sollte er mit Goldstücken abbüßen, was er durch den Pfennig gesündigt.

In heimlicher Qual krümmte sich noch immer sein abscheulicher Geiz und suchte nach einem Ausweg. Aber es gab keinen. — Immer lauter, immer grausiger, immer näher dröhnte die fremde Stimme, dicht vor seinen Augen flammten die glutroten Goldmünzen, ein Schlag streifte sein Haupt.

Da sprang er auf, von Angst und Zorn und Schmerz über sich selbst überwältigt. Mit einem Angstschrei reckte er sich empor und schlug wild und leidenschaftlich auf den unsichtbaren Gegner los.

„Hinaus, hinaus," rief er, „du böser Geist! Laß meine

Seele in Frieden! Ich will sie loslösen mit Gold, ja mit Gold, mit Gold, mit dem furchtbaren Gold, das mich so weit gebracht, daß ich nun verdammt und elend bin!“ Wie helles Feuer lohte es in ihm empor. „Ich schwöre es, großer Gott,“ rief er in höchster Aufregung, „hundert-, tausend-, millionenfältig will ich den gestohlenen Pfennig zurückzahlen an die Eltern des toten Kindes! Gieb mir nur Frieden, nur Frieden, nur stillen Frieden noch einmal in meine Brust!“

Tief ermattet sank er zurück. Die Geisterstimme schwieg, aber es war ihm auch, als ob sein Herz stillstehen müsse vor Schwäche. Nach Luft ringend, taumelte er zum Fenster und riß es weit auf, daß die dunkelblaue Nachtluft hereinströmte. Wieder rauschte es leise und geheimnisvoll über ihm. „Der böse Geist entweicht,“ dachte er aufatmend.

Daß es nichts weiter war, als eine große, scheue Nachteule, die sich vorhin in sein Zimmer verflogen und die nun eiligen Fluges das Weite suchte, merkte er nicht. Und das geschah ihm recht, dem erwachten Sünder. —

Das blonde Magdalenchen spielte am anderen Morgen, bleich und schwach von der Ohnmacht, die sie gestern überfallen, vor der Schwelle ihres ärmlichen Elternhauses mit Himmelsschlüsseln, die ihr andere Kinder von der Wiese mit heimgebracht. Da fiel auf einmal zwischen die goldigen Blüten ein großes, echtes, blitzendes Goldstück. Erschrocken blickte sie auf und wäre beinahe wieder bewußtlos umgesunken, als sie den bösen Geizhals erblickte.

Aber war das noch der schlimme, alte Mann, vor dem sich die Kinder so fürchteten? Nein, unmöglich! Wie von himmlischer Freude und Bewegung verklärt, blickten die dunklen Augen unter den buschigen Brauen auf das blasse Kind. Freundlich streichelte die harte zitternde Greisenhand über Magdalenens zartes Köpfchen. Und gütige, liebreiche Worte kamen wie ein warmer Quell aus dem schweigsamen Munde.

Die heimliche Freude, daß das Kind lebte, hatte Wunder

gethan an dem verknöcherten Herzen, das gestern schon durch Angst und Grauen genug durchrüttelt worden war.

Ein Blick voll freundlichen Vertrauens, voll seligen Staunens ans den blauen Kinderaugen that das übrige.

Was soll ich weiter sagen? Wie Eis, das die Frühlingssonne taut, floß die Härte, der niedrige, kalte, starre Geiz des Mannes dahin. Sein Herz war erwacht.

Und von diesem Tage an bekam das Gold, das tot und schwer in seinem Kasten gelegen, auf einmal Leben.

Es bekam Beinchen und wanderte, es bekam Flügel und flog. Zu Scharen rollten die Thaler und Dukaten ins Städtchen; in die Gegenden, wo die Häuslein klein, arm und zerfallen waren, am meisten, und in Magdalenens Elternhaus zu allermeist.

Und statt der ausgeflogenen goldenen Schätze kamen selige Freude, heiterer Friede und Lebenslust in das alte Haus.

Der Alte saß nicht mehr in dumpfer Luft und Dunkelheit, sondern bei offenen Fenstern, bei blühenden Rosenstöcken.

Oft saß dann Magdalenchen auf seinem Schoß. Das Kind sollte die Erbin seines Vermögens werden. So hatte sich's der Geläuterte, Gebesserte im stillen vorgenommen.

## Das Rosenstöckchen.

Während des Sommers standen die schönen blühenden Blumenstöcke im Gartenhaus auf einem runden, hohen Blumentritt. Ringsherum liefen Stufen, immer eine höher als die andere, unten standen die kleineren Töpfchen und weiter nach oben zu die größeren. Ganz oben in der Mitte stand eine

große Hortensia in einem hölzernen Kübel. Durch das Glasfenster schien die warme Sonne und durch die offene Thür kamen die lieblichen Sommerlüfte zu den Blumen herein. Alle Leute, die gingen und kamen, freuten sich über die vielen, hübschen Topfpflanzen. Vor dem Gartenhause war in einiger Entfernung ein kleiner Teich, auf welchem ein bunter Kahn umherschwamm, auch ein paar Enten waren auf dem blauen, hellen Wasser und am Rande blühten Stauden und Gebüsche. Auf diesen Teich konnten die Blumen im Sommer blicken. Wenigstens die größeren Stöcke, die obenauf standen. Martha war das kleinste Töchterchen des Hauses, die ging oft mit ihrer Mutter im Garten spazieren und wenn sie beide müde waren, dann setzten sie sich ins Gartenhaus nicht weit von dem Blumentritt; da freute sich die kleine Martha über die verschiedenen Blumen, die da beisammen standen und sie frug ihre Mutter nach allen Namen, und diese lernte sie dann auswendig, und so kannte das kleine Mädchen nach und nach alle Blumenarten.

Abends fuhr dann Martha mit ihrer lieben Mutter, auch ihren andern Geschwistern oder guten Freundinnen in dem bunten Kahne auf dem Wasser spazieren. Manchmal sang dann die Mutter ihrem Kinde ein Lied, und auch das sahen und hörten die Blumen mit an, die im Gartenhause standen. Dann stieg der Mond hinter den hohen Baumwipfeln des Gartens empor und versilberte die Spitzen der Zweige, glitt dann mit dem weißen Licht über die Wellen hin und tauchte fein glänzendes Abbild in die helle Flut. Martha freute sich noch mehr über den Mond im Wasser, als über den am Himmel; denn dieser stand ja so hoch und fern da oben, aber die helle Scheibe unter den Wellen meinte sie mit den Händchen fassen zu können, so nah schien sie ihr. Wenn aber das Ruder in das Wasser, in die Nähe des Mondbildes fiel, da fing es an zu flackern und zu tanzen und zerstob in tausend glitzernde Goldfunken, die über den halben Teich hinsprühten.

Martha war ein sinniges, sanftes Kind, das an allem in

der Natur Freude und Lust hatte. Sie liebte deshalb auch die Blumen so sehr und riß niemals eine von ihrem Wurzelstocke ab, daran sie blühte und ihre Nahrung sog. Denn sie wußte gut, daß die armen, abgerissenen Blumen welken und sterben müssen. So ein schönes Leben hatten die Blumen im Gartenhause viele Monate lang. Da aber wurde es kühl und rauh und Martha kam immer seltener in den Garten hinunter. Die Blätter fielen von den Bäumen ab und bedeckten die Wege des Gartens und dann fuhr der Wind hinter den Büschen auf und trieb und jagte die armen, welken Blätter umher, daß sie hochauf wirbelten und in ihrer Angst manchmal in den Teich fielen, auf dessen Fläche sie sich schaukelnd wiegten, bis sie dann, vom Wasser ganz und gar durchdrungen, immer schwerer wurden und endlich auf den Boden des Teiches sanken.

Der Gärtner kam und bedeckte die Blumen und Pfirsiche und Weinstöcke mit Stroh und legte sie um, damit sie der Sturm nicht länger rütteln könne. Es wurde nun immer stiller und öder im Garten und die Blumen im Gartenhause wunderten sich und fingen an zu frieren. Endlich wurde der bunte Kahn, der am Ufer an einer Kette hing, auch losgebunden, an das Land gezogen und fort in einen dunkeln Schuppen geschafft. Eines Morgens kam der Gärtner in das Gartenhaus, ging zu dem Blumentritte, nahm die große Hortensia und ein paar Oleanderbäumchen in die Arme und trug sie fort. Er hatte einen Schlüssel in der Hand und schloß eine Thüre auf. Die Blumen guckten hinein, ach, da drinnen war es stockfinster. Es ging viele Stufen hinab; endlich blieb der Gärtner stehen, setzte die Blumentöpfe nieder neben die schwarze Wand und ging fort, um auch die andern Blumen noch zu holen. Endlich war der ganze Tritt abgeräumt; den nahm er nun und schaffte ihn auch fort, nämlich in den dunklen Schuppen, wo der bunte Kahn lag.

Die ganze Blumengesellschaft stand nun beisammen im Keller, alles untereinander, Groß und Klein. Mit genauer Not konnten sie einander erkennen, denn die Kellerthür war noch offen ge-

blieben und ganz oben an der Wand über den Köpfen der Blumen befand sich ein einziges Fensterchen. Die Blumen waren freilich recht traurig, wenn sie an die schöne, vergangene Sommerzeit dachten; aber es war wenigstens hübsch warm in dem Keller und die armen Blumen hatten die letzte Zeit im Gartenhause viel frieren müssen.

Plötzlich knarrte es und als sie sich umsahen, ach, da war es noch viel finsterer geworden, der Gärtner hatte oben die Kellerthüre zugeschlossen, zog den Schlüssel ab und ging fort. Nun kam nur noch ein ganz blasser Lichtschein durch das Fensterchen oben in der Wand zu den armen Blumen, das war wenigstens ein Trost. Endlich wurde es ganz finster, denn es war draußen Nacht geworden. Aber diese Nacht wollte gar nicht mehr enden. Die Blumen wachten auf und dachten, daß es die Zeit sei, wo der Morgenstrahl zu dem kleinen Fensterchen hereinscheinen solle. Aber sie warteten und warteten und es kam kein Fünkchen Licht in ihren finstern Keller. Das machte, weil man noch am späten Abend, als die Blumen schon schliefen, das kleine Fensterchen mit Stroh zugestopft hatte. Nun konnte gar kein Lichtstrahl mehr in den Keller. Das wußten aber die Blumen nicht, deshalb wunderten sie sich und warteten immer noch auf den Morgen, während es schon bald wieder Abend war. Endlich wurden sie doch des Wartens müde, neigten ihre Köpfchen und schliefen alle zusammen ein. Das war auch das Beste, was sie in dem dunkeln Keller thun konnten. Da aber kein Strahl mehr kam, so schliefen sie immer zu, den ganzen Winter hindurch, bis es draußen wieder Frühling geworden war.

Endlich wachten die Blumen wieder auf. Sie hatten sich ganz verschlafen und wußten gar nicht, wo sie sich befanden. Das Stroh war von dem Fensterchen weggenommen worden und man hatte die kleine Scheibe aus Versehen zerschlagen. Da kam nun wieder Licht in den finstern Keller und durch die offene Lucke auch ein warmer würziger Frühlingshauch. Das that den Blumen wohl. Sie erkannten sich alle wieder und freuten

sich, daß sie noch beisammen standen. Es dauerte auch gar nicht lange, da knarrte die Thür und der Gärtner kam, um die Blumen wieder nach dem Gartenhause zu tragen. Er nahm immer drei oder vier Stöcke auf einmal und schaffte sie an ihren alten Ort. Der Blumentritt sah ganz blank und frisch aus, denn man hatte ihn mit neuer, weißer Ölfarbe angestrichen. Die Blumen waren sehr glücklich. Die Sonne schien warm durch das Fenster wie sonst; alles war sauber und nett. Man sah kein welkes Blatt mehr liegen, die Bäume trieben neue Blättchen und Blüten, auf den Beeten sproßten Krokus und Hyacinthen, der Teich war noch so blau und klar wie sonst und der Kahn sah noch viel bunter aus, als im vergangenen Sommer, weil er ebenfalls mit frischen Farben war bemalt worden.

Nun dehnten die Blumen ihre Blätter lustig aus und als an einem schönen Morgen die kleine Martha mit ihrer Mutter in das Gartenhaus kam, klatschte sie vor Freude in die Händchen, als sie ihre lieben Blumen wiedersah.

Wie sie sich nun so im Sonnenschein erquickten, kam es ihnen vor, als sei irgendwo noch eine Lücke, als fehle noch jemand unter ihnen und sie flüsterten sich es zu und es fiel ihnen ein, daß ein kleines Rosenstöckchen müsse im Keller geblieben sein. Das war nun freilich recht schlimm, denn der Gärtner vermißte das Rosenstöckchen nicht, und dem konnten sie es auch nicht sagen. Das arme Stöckchen stand aber richtig noch im Keller hinter einem alten Faß, welches es so verdeckt hatte, daß es der Gärtner beim Herausräumen der Blumen übersehen hatte.

Wie mußte es aber dem armen, einsamen Pflänzchen zu Mute sein, welches so vergessen und verlassen in dem finstern Keller stand. Es hätte gern dem Gärtner zugerufen: „Nimm mich doch auch mit!" als er die letzten seiner Gefährten forttrug und dann die Thür hinter sich zuschloß. Aber reden und rufen konnte es nicht, blos ein wenig mit seinen Blättern wehen und das hatte der Gärtner nicht bemerkt.

Da stand es nun und war traurig und sehnsuchtsvoll und

dachte an den schönen Garten und alle Bäume und Blumen; an den blauen Teich und an das kleine, freundliche Mädchen, das die Blumen so lieb hatte.

Aber niemand dachte an das arme Rosenstöckchen im Keller. Es blickte sehnsüchtig zu dem fernen Fensterchen empor, durch dessen zerbrochene Scheibe ihm ein Hauch sonniger Lenzluft in den öden Raum wehte und seine Sehnsucht nach dem lieben Himmelslicht, ohne welches es nicht leben konnte, wurde so stark, daß es den Entschluß faßte, an der schwarzen Mauer emporzuklimmen und zu dem Fensterchen hinauszuschauen. Es strengte seine ganzen Kräfte an und streckte sich und dehnte sich aus, immer empor. Die Zweiglein, die es trieb, waren so dünn wie Nadeln und gelbgrün, und daran saßen wenige schmächtige Blättchen. Aber es wuchs immer höher und hielt sich an der rauhen Wand fest, sonst wären die zarten langen Ästchen ganz gewiß umgeknickt. Trotzdem, daß das arme Rosenstöckchen seinen ganzen Saft aufbot, um die Zweige immer länger dem Lichte zuzulenken, sah es endlich doch ein, daß seine Mühe eine vergebliche sein würde, denn das Fenster war noch immer hoch über ihm und es hatte schon fast keine Kräfte mehr aufzubieten.

Da wurde es über alle Maßen traurig und wünschte sich sogar den Tod.

Eines Tages öffnete sich die Kellerthüre und es kam jemand mit einem Licht die Stufen hinab. Es war ein Dienstmädchen, das eine große Schale voll Erdbeeren trug, welche in dem Keller sollten frisch gestellt werden.

Hinter ihm drein kam die kleine Martha, die guckte neugierig in den finstern Keller hinunter, dann stieg sie herab und besah sich alles, was da unten herum stand und lag.

Auf einmal bemerkte sie hinter dem alten Fasse ein grünes Blatt, sie bückte sich und nahm verwundert das arme Rosenstöckchen in die Höhe. Sie trug es gleich aus dem finstern Keller an das helle Licht herauf, besah es von allen Seiten und hätte es kaum für ein Rosenstöckchen gehalten mit seinen dünnen,

blassen Blättchen und rankenden Stielen, wenn nicht ganz oben ein winziges Rosenknöspchen gesessen hätte, woran sie es erkannte. Das Stöckchen war beinahe erschrocken, als es so aus dem dunkeln Gefängnis plötzlich an das helle Sonnenlicht kam; es fühlte sich so schwach, daß es wankte und sich kaum über das sonnige Licht freuen konnte.

Martha trug ihren Fund nun eilig nach dem Gartenhause, rückte die andern Töpfe zusammen und stellte das Rosenstöckchen mit auf den Blumentritt. Dann holte sie Wasser und begoß die Erde in dem Scherben, die grau und trocken wie Asche geworden war. Die andern Blumen freuten sich auch, als das Rosenstöckchen wieder da war. Die Sonne schien durchs Fenster und im Garten sangen die Vögel.

Das arme Pflänzchen konnte sich aber ohne Stab nicht aufrecht halten. Martha dachte aber nicht daran, daß es so schwach sein konnte und ging fort, nachdem sie es begossen hatte. Da hing das Knöspchen seinen Kopf, die Blätter rollten sich in der warmen Sonne ängstlich zusammen, sie konnten das, wonach sie sich so gesehnt hatten, nicht vertragen.

Als Martha am andern Morgen mit ihrer Mutter in das Gartenhaus trat, da sah sie gleich nach dem Rosenstöckchen, von dem sie ihrer Mutter erzählt hatte. Ach! wie sah das Rosenstöckchen aus! Die Zweige und Blätter mitsamt dem Knöspchen waren verdorrt und hingen welk herunter. Das schmerzte das gute Kind recht tief, es hatte sich so gefreut, daß es das arme Stöckchen gefunden und ans Licht getragen hatte. Die Mutter tröstete ihr kleines Mädchen und sagte: „Der Übergang von dem kühlen, finstern Keller in die heiße Sonne war zu schnell. Du hättest es in den Schatten stellen sollen. Die Teile der Blume, die ohne Licht gekeimt und getrieben sind, können das Licht auch nicht vertragen. Laß deine Blume ausruhen und neue Kräfte und neue Lust zum Blühen sammeln. Nur langsam wird es sich von dem langen Kummer erholen können."

Martha ließ das Rosenstöckchen ruhig stehen. Es stand

lange Zeit, ganz als ob es tot wäre. Aber innerlich lebte es heimlich fort, die Würzelchen saugten wieder Nahrung aus der Erde und diese stieg von neuem empor und drang bis in die Zweige. Als sich das Stöckchen stark genug fühlte, da trieb es die ersten grünen Knöspchen wieder und daraus wurden bald Blätter und Blüten. Und diese waren kräftig und grün, wie ehemals. Da freute sich Martha und zeigte es ihrer Mutter und dem ganzen Hause und das Rosenstöckchen war ihr lieber geworden als alle Blumen im Garten.

Das Stöckchen hatte bald all sein früheres Leid vergessen und erfreute seine kleine Retterin jeden Monat mit zwei oder drei der schönsten roten Rosen.

# Der Ring.

Mit Buntbild.

Auf einem moosigen Steine, von hohem Buschwerk beschattet, saß ein kleines Mädchen, welches, ohne aufzublicken, langsam und bedächtig an einem groben Strumpf strickte.

Der Weg, an dessen Rande der Stein lag, führte nach einer großen, freien Berghalde und dann weiter nach dem Gipfel eines hohen Berges. Alles hier umher war von herrlich duftenden Bergkräutern bewachsen und inmitten der Kräuter weidete ein kleines Lamm, welches ein Glöckchen am Halse trug und immer von Zeit zu Zeit zu dem kleinen Mädchen kam, welches es liebkoste und streichelte.

Da kam von der Höhe her ein Herr in städtischer Kleidung, welcher, eine Botanisiertrommel an grünem Bande über die Schulter hängend, einen großen Strauß von Blumen und Blättern in der Hand trug.

Als dieser das kleine strickende Mädchen sah, blieb er stehen und sagte: „Höre, du Kleine, ich habe hier herum zwischen den Pflanzen, welche die Berghänge bedecken, beim Blumenpflücken einen goldenen Ring vom Finger verloren und trotz langem Suchen nicht mehr wiederfinden können. Da mir aber sehr viel an der Wiedererlangung dieses Ringes gelegen ist, so verspreche ich dir einen Thaler, wenn du mir den Ring wiederfindest und zurückbringst. Ich werde meinen Namen und meine Adresse in der Stadt dem Schulzen im Dorfe übergeben, wo du sie ererfahren kannst. Willst du mir also den verlorenen Ring suchen, liebes Kind?"

Das Mädchen hörte bei der Anrede mit Stricken auf, sah aber den Herrn nicht an und sagte, als er geendet: „Nein, Herr, ich kann den verlorenen Ring nicht suchen, ich muß hier warten, bis mich meine Großmutter abholt. Aber," fügte sie aufhorchend hinzu, „da kommen eben die Dorfkinder den Weg herauf, um im Busch Beeren zu suchen, die werden Ihren Ring wohl suchen können."

Damit nahm sie ihre groben Stricknadeln wieder auf und fuhr in ihrer unterbrochenen Arbeit fort. Ein Zug des Unmuts glitt über das Gesicht des Herrn, dem es rätselhaft erschien, daß solch ein ärmlich gekleidetes Mädchen es verschmähte, ihm gefällig zu sein, wobei sie sich einen Thaler verdienen konnte.

Er ging weiter und erst als er ein gutes Stück bergab gewandert war, wurde er einer Schar Kinder ansichtig, welche das scharfe Ohr des strickenden Mädchens schon oben gehört hatte, und die zur Beerenlese sich sämtlich mit Krügen und Töpfen versehen hatten.

„Hört, ihr Kinder," redete nun der Herr die Schar an, „will sich eines von euch einen Thaler verdienen?"

„Ja, ja, ja!" schrieen alle durcheinander.

„Nun," fuhr der Herr fort, „so sucht mir meinen goldenen Ring, den ich hier herum irgendwo beim Pflanzensammeln verloren habe. Wer ihn findet und mir zurückbringt, erhält die

genannte Belohnung. Meinen Namen und meine Adresse erfahrt ihr beim Schulzen im Dorfe."

Wie ein Schwarm Sperlinge stob die ganze Schar, Mädchen und Knaben, auseinander, sich nach allen Richtungen zerstreuend. Jeder wollte der Glückliche sein und unter alle Blätter und Ranken rings um den Berg her spähten jetzt suchende Kinderaugen.

Das kleine Mädchen saß aber einsam auf seinem Stein und strickte fort und horchte auf das Glöckchen des Schäfchens, welches es mit heller Stimme herbeirief, wenn es meinte, daß sich das Tierchen zu weit entferne.

Es sah nicht auf, als die Sonne herrlich in Gold und Purpur hinter dem Berggipfel untersank, und sah nicht in das strahlende Abendrot und nach den am Himmel auftauchenden Sternen.

Erst als das Kind in der Ferne ein leises Schlürfen und das Aufstoßen eines Stockes vernahm, hörte es mit Stricken auf, legte das Strickzeug zusammen und wartete, bis eine alte, an einem Stabe gehende Frau ihr ganz nahe war.

Dann stand sie auf und rief fröhlich: „Guten Abend, Großmutterle!"

„Guten Abend, Mariele!" sagte die alte Frau, des Kindes Hand ergreifend und langsam mit ihm den Rückweg antretend.

„Ich bin auch fleißig gewesen," plauderte Mariele, während das Lämmchen leise hinter ihr her klingelte, „und denke nur, Großmutter," fuhr das Kind fort, „ein fremder Herr, der hier herum in den Bergen Pflanzen sammelte, hat einen goldenen Ring verloren und bot mir einen Thaler an, wenu ich ihm den Ring suchen wollte."

„Einen Thaler!" rief die alte Frau erstaunt.

„Ja, einen Thaler," versicherte das Mädchen; „hast du schon einen Thaler gesehen, Großmutter?"

Die Alte sann nach. „Vor langer Zeit," sagte sie, „wir armen Leute haben solch großes Geld nicht."

„Ach, wenn ich den Thaler hätte!“ rief Marie, „was könntest du dir dafür kaufen, nicht wahr? Aber ich kann ja den Ring nicht suchen.“

„Armes Kind du!“ seufzte die alte Frau.

„Aber die anderen Kinder, die in die Beeren gingen, haben ihn gesucht, horch, da kommen sie,“ sagte Marie stehen bleibend und horchend.

Nach einiger Zeit kam die Kinderschar mit ihren gefüllten Töpfen an der alten Frau und ihrer Enkelin vorüber. Es hätte heute lange gedauert, die Töpfe und Kannen zu füllen, die meiste Zeit hätten sie mit Suchen verbracht.

„Habt ihr den Ring gefunden?“ fragte Marie. Doch kein fröhliches „ja“ antwortete ihr. All das Suchen unter dem Pflanzenwuchs der Berghalde war vergeblich, keiner war der glückliche Finder des goldenen Kleinodes gewesen.

Am anderen Tage führte die Großmutter ihr Enkelkind wieder nach der Halde, wo für das Lamm die kräftigen Kräuter wuchsen. Doch diesmal an eine andere Stelle. Nachdem sie einen schattigen Platz auf einem Baumstumpf gefunden hatten, setzte sich das kleine Mädchen nieder, begann zu stricken und das Lämmchen klingelte um seine Herrin herum. Von Zeit zu Zeit rief Mariele das Tierchen zu sich und dieses legte sein Köpfchen auf des Kindes Schoß. Um ihm eine besondere Freude zu machen, rupfte das Kind von den Kräutern ab, welche rings um den Baumstumpf, auf dem es saß, üppig aufgeschossen waren und ließ es aus seiner Hand fressen.

Da vernahm Marie ein feines Klirren und plötzlich fühlte sie einen kleinen, runden, harten Gegenstand in der Hand, welchen das Lämmchen wohl mit seinen Zähnen berührt hatte, wobei sich jener leise klirrende Ton hatte hören lassen.

Was konnte das sein? Sie hatte beim Abpflücken der Pflanzen um ihren Sitz her, ohne es zu wissen, den kleinen Gegenstand mit ergriffen, der da wohl verborgen gelegen. War's nicht ein Ring?



„Der Ring!“ dachte sie, zitternd vor Freude, „alle haben ihn gesucht und nicht gefunden und ich, die Ärmste von allen, habe ihn gefunden. Und daran ist das Lämmchen, mein liebes, kleines Lämmchen schuld! Wäre nur die Großmutter hier, daß sie es gleich wüßte.“

Und in ihrer Freude herzte und küßte sie das Lämmchen, nachdem sie den Ring in ihre Tasche gesteckt hatte.

Dann blieb sie ruhig sitzen und nahm ihren Strickstrumpf wieder auf, aber indem Masche auf Masche unter den kleinen fleißigen Fingern entstand, träumte die kleine Strickerin von vielen wunderschönen Dingen, die sie der guten alten Großmutter für den Thaler kaufen wollte, den sie für den Ring bekommen würde.

War es aber auch der Ring? Der bewußte, gesuchte, goldene Ring? O, wenn doch die Großmutter erst käme, wenn es doch erst Abend werden wollte! Marie vergaß vor Aufregung ihr Stückchen trockenes Brot zu essen, welches sie in ihrer Tasche mitgebracht.

Endlich ging die Sonne unter, und eine sanfte, duftige Kühle fächelte um das Kind her. Die Dämmerung sank hernieder, aber Marie strickte fort, bis sie die Großmutter mit ihrem Stocke gestapft kommen hörte.

„Großmutter! Großmutterle!“ rief das Mädchen zitternd vor Erregung, als die Schritte näher kamen, „den Ring, ich habe den Ring gefunden! Sieh doch, ob es ein goldener Ring ist!“ Damit hielt sie ihren Fund der Kommenden entgegen.

Staunend nahm die alte Frau den kleinen Reifen in die Hand. „Er sieht gelb aus und kann wohl Gold sein, wir wollen den Schulzen fragen,“ sagte die Großmutter; „aber wie hast du den Ring finden können, mein armes Kind?“ Und während Großmutter und Enkelin Hand in Hand, gefolgt von dem Lamme, dem Dorfe zuschritten, erzählte Marie, wie wunderbar ihr der Ring in die Hand gekommen, als sie die Blätter für das Lamm gepflückt habe.

Als der Schulze den Fund gesehen, erklärte er ihn für das verlorene Kleinod des fremden Herrn und freute sich, daß gerade die arme kleine Marie die glückliche Finderin sei.

Er nannte der Großmutter den Namen und die Wohnung des Herrn und am folgenden Tage begaben sich die Großmutter und Marie, beide in ihren besten Kleidern, das Kind von der Hand der alten Frau geführt, nach der benachbarten großen Stadt. Der weite Weg wurde der alten Frau sehr beschwerlich, aber die Aussicht auf den erhofften großen Lohn gab ihr Kräfte.

Als sie die Stadt erreicht hatten, wurden sie bald nach der Wohnung des Herrn gewiesen, dessen Adresse ihnen der Schulze aufgeschrieben hatte. Nachdem sie die Ursache ihres Kommens genannt, führte man sie in ein Zimmer und hieß sie warten.

Nach einiger Zeit öffnete sich die Thür und der Herr trat ein, welcher damals die Botanisierkapsel getragen hatte. Marie erkannte seine Stimme gleich wieder.

„Gnädiger Herr,“ sagte die Großmutter, „meine Enkelin hat Ihren Ring gefunden, den Sie in unsern Bergen verloren haben.“ Und das Kind hielt den kleinen Reifeu in den Fingern empor.

„Wirklich, mein Ring!“ rief der Herr, den Ring nehmend und an den Finger steckend.

„Aber,“ fuhr er fort, indem er die kleine Finderin, die mit gesenkten Augenlidern, aber vor Freude errötend vor ihm stand, genauer ansah, „das ist ja die Kleine, die damals keine Zeit hatte, meinen Ring zu suchen. Hast du ihn doch gefunden?“ Damit zog er seine Börse aus der Tasche, nahm einen blanken Thaler daraus und hielt ihn Marien hin, die nicht danach griff.

„Sie sieht es nicht,“ sagte die Großmutter, „mein Enkelkind ist blind.“

„Blind!“ rief der Herr, „und wie lange schon?“ Damit legte er das Geldstück in Mariens Hand.

„Ach, seit sie lebt,“ klagte die alte Frau; „darüber und aus

Schreck über den Tod ihres Mannes, der verunglückte, starb ihre Mutter am Herzeleid, uud ich nahm das blinde Waislein zu mir und zog es auf. Trotz seiner Blindheit lehrte ich es stricken, und das Kind strickt fleißig, während es das Lamm auf der Berghalde weidet. Dabei hat sie auch den Ring gefunden, als sie neben sich Blätter für das Lämmchen abrupfte."

„Und habt Ihr nie einen Arzt gefragt wegen des Kindes Augen?" fragte der Herr.

„Einen Arzt!" rief die alte Frau, „ach, Herr, das ist nichts für uns arme Leute, und hier kann ja auch kein Doktor helfen."

„Nun," sagte der Herr, „ich bin Augenarzt und habe schon manchen Blinden sehend gemacht. Vielleicht hat der liebe Gott das Kind gerade deshalb den Ring finden lassen, daß es zu mir komme, damit ich ihm helfe."

„Aber —" begann die alte Frau ängstlich.

„Aber," unterbrach sie der Herr, „wegen der Kosten macht Euch keine Sorge, ich bin ein Doktor, der arme Leute umsonst kuriert. Übrigens," fuhr er fort, „kann ich Euch bald sagen, ob dem Kinde zu helfen sein wird. Komm einmal mit mir." Damit ergriff er Mariens kleine, sonnengebräunte Hand und führte sie hinaus.

Nach einer Viertelstunde, welche die Großmutter in großer Unruhe verbrachte, kamen beide zurück.

„Großmutter! Großmutterle!" rief Marie, „ich werde sehen lernen!"

„Wirklich sehen?" fragte ungläubig die alte Frau.

„Ganz gewiß," bestätigte der Arzt; „wenn Ihr mir das Kind hier laßt, so verspreche ich, ihm das Augenlicht zu geben." Die Großmutter faltete die Hände und Thränen stürzten aus ihren alten Augen. „Das Glück," schluchzte sie, „das Glück! Wenn es ihre Mutter erlebt hätte!"

Marie begleitete ihre Großmutter nicht zurück in ihr Dorf. Sie blieb zur Behandlung im Hause des menschenfreundlichen

Arztes. Als die alte Frau wiederkam, war die Operation schon geschehen und geglückt, und Marie blickte zum erstenmal mit sehenden Augen in das Gesicht ihrer lieben Großmutter.

Es bedurfte noch vieler vorsichtiger und gewissenhafter Pflege, welche das arme Kind im Hause seines Wohlthäters fand, ehe es voll heißen Dankgefühls dieses verließ, um gerettet aus langer Nacht in sein Heimatsdorf zurückzukehren.

Nun sah Mariechen mit offenen Augen die herrliche Gotteswelt, die sie bisher nur geahnt. Der edle, menschenfreundliche Arzt hatte den kleinen Goldring immer lieb gehabt, aber er war ihm doppelt teuer, seitdem er ihm Veranlassung geworden, einem armen blinden Kinde das Augenlicht schenken zu können.

## In der Dämmerstunde.

Jeden Samstag Abend darf die arme alte Weidlerin mit ihrem Bettelkörbchen auf dem Schulzenhof erscheinen und sich zu ihrem Sonntagmittagbrot ein paar gute und kräftige Bissen, welche die freundliche Schulzin schon immer vorher liebevoll zurecht legt, einholen. Der selige Mann der armen Alten, der brave Weidlerfischer, der nun längst auf dem Friedhofe unter dem schwarzen Kreuzchen schläft, hat des Schulzen Luisle als ganz kleines Kind einmal aus dem Bach gezogen, in den sie beim Vergißmeinnichtpflücken gefallen war und in dem sie beinahe ertrunken wäre; diese Gutthat läßt die dankbare Mutter heute noch der Witwe des braven Alten entgelten. Das neunjährige Luisle und das Hannesle lauschen immer schon am Hofthor, wenn die Weidlerin die lange Dorfstraße entlang gehinkt kommt. Sobald die Alte von fern sichtbar wird, laufen sie ihr jubelnd

entgegen, oder sie verstecken sich hinter den schweren Thürflügeln und fallen dann aus dem Hinterhalt mit lautem Freudengeschrei über die Erwartete her.

Dann geht gleich das Fragen und Quälen los: „Weidlerin, weißt du heute ein Märchen? Erzähl' uns doch nochmal das vom Schlangenring! Oder das von den Fingerlingen! Am liebsten was ganz, ganz Nagelneues."

„Ja, was Nagelneues!" sagt die alte Frau heute. Aber sie giebt dies entzückende Versprechen gar nicht mit ihrem gewöhnlichen heiteren Schmunzeln; sie seufzt dabei, und ihre weißen Brauen ziehen sich über den hellblauen klaren Augen zusammen, wie in finsteren und traurigen Gedanken.

Die Kinder merken davon nichts. Sie laufen mit Freudengeschrei voraus in die große Stube und rücken das Fußbänkchen vor den Ofenplatz und einen festen Holzstuhl daneben, auf dem sie beide, fest zusammengeschmiegt, den Erzählungen der lieben Alten zu lauschen pflegen.

Es ist ein später Septembernachmittag, und in der großen, dunkel getäfelten Bauernstube mit den kleinen Fensterchen hat sich die frühe Herbstdämmerung schon ordentlich breit gemacht. Es ist eine so rechte, echte trauliche Dämmerstunde, in der sich's wundervoll zuhören läßt, — noch wundervoller aber erzählen, tief, tief zu Herzen reden, viel besser als im hellen, grellen, fröhlichen Tageslicht.

Die Erzählung der Alten fängt wie ein richtiges gutes Märchen an: „Es war einmal — — —. Ja, es war einmal ein kleines Mädchen, geht es weiter, die hatte es gar gut. Sie hatte liebe, brave Eltern, schöne warme Kleider, gutes Essen und ein kleines weiches Bett, dazu ein freundliches Brüderchen, mit dem sie herrlich spielen konnte, — kurzum, so viel des Guten, so viel des Glücks, daß wir sie einfach „Glückskind" nennen wollen. Wie sie eigentlich hieß, habe ich vergessen. Glückskind ging schon seit ein paar Jahren in die Schule, und weil die gute Mutter daheim immer darauf achtete, daß sie fleißig lernte,

so wußte sie ihre Aufgaben immer am besten und war die Erste in der Klasse."

„Wie ich!" sagte das Luisle.

„Wie du, genau wie du," nickte die Weidlerin. „Aber Glückskind war nicht etwa bescheiden und demütig und dachte nicht: Was ich kann und bin, das habe ich der Mutter zu verdanken. Nein, denkt euch, Glückskind wurde stolz und sah unfreundlich und hochmütig auf die anderen herab. Ach, und namentlich auf eine. Da war ein schwaches, armes, kränkliches Ding in der Klasse, die saß ganz untenan, denn sie hatte ihre Aufgaben nie in Ordnung. Wenn sie einmal gefragt wurde, fuhr sie immer ganz erschrocken auf, da sie nie eine Antwort wußte. Sie wohnte mit ihrer kranken Mutter im Armenhaus und mußte des Nachmittags betteln gehen. Da dachte sie schon immer des Morgens mit Angst und Zittern an die wütenden Hunde auf den Höfen, die scheltenden Mägde und die vielen hartherzigen Frauen. Und dann an die trostlosen Abende, wenn sie heimkam, ohne Geld, ohne Brot; sie fand die geliebte Mutter wimmernd vor Schmerz und konnte ihr doch nicht helfen. Denn die Medizin war teuer, und wenn sie auch einmal ein paar Kreuzer geschenkt bekam, so waren sie doch für die notwendigste Nahrung bald wieder ausgegeben.

„Da war das arme kleine Ding immer voll Bangen und voll Trauer, so sehr, daß in ihrer Seele für das Lernen kein Platz mehr war. Dies arme kleine Seelchen war ganz erfüllt von Leid. — „Leidkind" wollen wir die Kleine nennen. Ihren wahren Namen weiß ich auch nicht mehr.

„Man hätte meinen können, Glückskind habe das arme Leidkind innig bedauert und ihm von seinem Überfluß zuweilen ein wenig abgegeben. Aber nein! Glückskind verzog immer gar hochmütig das Gesicht, wenn es die kleine elende und armselige Gestalt erblickte. Leidkind mußte manchen Spott, manches harte, böse Wort von Glückskind schlucken über seine Dummheit, seine Faulheit, sein schlechtes, zerrissenes Kleid. Und weil Glückskind

die Arme verspottete, so thaten es die anderen Kinder nach; denn so ist es in der Welt, die Glückskinder geben immer die Stimme an. Das arme blasse Leidkind hatte einen gar schlechten und traurigen Stand. Immer Schelte, immer Spott, immer die Augen voll heimlicher Thränen.

„Und dann kam gar ein Tag, da wollte ihr beinahe das Herzchen brechen von bitterem Leid. Die Mutter war kränker als je; sie lag daheim in Fieber und großer, großer Schwäche. Leidkind wäre heute gar zu gern daheim geblieben und hätte die Kranke gepflegt. Vielleicht hätte eine Nachbarsfrau Erbarmen gehabt und ihr ein Tellerchen Suppe für sie abgegeben. Aber sie hatte nicht Zeit gehabt, darum zu bitten. Sie hatte ja in die Schnle gemußt, der Herr Lehrer war bei aller Güte gar streng und litt es nicht, daß seine kleinen Schülerinnen fehlten. Nun saß sie voll Angst und Sehnsucht auf der Schulbank und wünschte nur, die Mittagsglocke läutete erst und sie dürfe heim. Hätte sie dem Lehrer doch ihre Qual gestanden! Aber dazu fehlte ihr der Mut. Dem geduldigen Manne ward es aber heute zu arg mit der kleinen Faulen. Leidkind wußte keine einzige Antwort zu geben, und als sie die Aufgabe rechnen sollte, die der Herr Lehrer eben mit vieler Mühe erklärt hatte, da legte sie den Kopf auf den Tisch und weinte. Der Herr Lehrer ward bös und bestimmte, sie dürfe die Schule heute nicht eher verlassen, als bis die Aufgabe gerechnet sei. Da er nach den Mädchen noch den Knaben Unterricht zu geben hatte, so sollte seine kleine Klassenerste darauf achten, daß Leidkind ihre Pflicht erfülle.

„Und so saßen denn, als die anderen das Schulzimmer längst verlassen hatten, Glückskind und Leidkind beisammen auf der Bank, und Glückskind war eine sehr strenge Aufseherin. ‚Hilf mir nur ein wenig, und erkläre mir, wie ich's machen soll,' schluchzte Leidkind. Aber die andere drängte und schalt nur, und als Leidkind gar keinen Anfang machte, da ward sie ungeduldig. Daheim war heute Pflaumenernte." —

„Wie bei uns," sagte das Hannesle.

„Ja, wie bei euch,“ fuhr die gute Alte fort. „Pflaumenernte! Und da wollte Glückskind doch dabei sein. ‚Plage dich nur allein,‘ rief sie Leidkind zu, — ‚in einer Stunde will ich wiederkommen und sehen, ob du fertig bist.‘ Und damit lief sie fort und schloß die Thür zu hinter der Gefangenen.

„Und nun saß diese allein in ihrer Angst und Not. Sie wollte nach Hause. Sie mußte nach Hause! Sie lief an die Thür und versuchte, sie aufzuklinken, sie rief, sie flehte, sie jammerte. Niemand hörte sie. An die Aufgabe dachte sie gar nicht mehr. Nur nach Hause, nur zu ihrer lieben Mutter! In ihrer Todesangst lief sie ans Fenster, und da fiel es ihr ein, daß sie ja vom ersten Stockwerk hinunterspringen könne. Es war freilich ein großer Sprung, aber ihre Angst war noch größer — —

„Und so kam’s, — so lag sie auf einmal drunten, mit blutendem Köpfchen, mit schmerzendem Arm. Eine arme alte Frau kam und hob sie auf; sie trug sie heim zu ihrer kranken Mutter ins Armenhaus, und da liegt sie nun und wimmert und stöhnt und — —“

„Stirbt vielleicht?“ rief da auf einmal eine thränenvolle, zitternde Kinderstimme. Das Luisle, welches die Geschichte mit rotem, verlegenem Gesicht mit angehört hatte, war gar nicht mehr zu kennen. Sie schlang den Arm um den Hals der alten Weidlerin und schluchzte immer heißer, immer lauter: „Nimm mich mit, ich will zu ihr, zu der armen Anne-Lies, ich will’s der Mutter sagen, wie schlecht ich war, ich will mich bessern, ganz gewiß, ganz gewiß! O Gott, ich hatte die Anne-Lies ganz vergessen heute, ich bin gar nicht noch einmal umgekehrt in die Schule. Und ich habe gleich gemerkt, daß ich das Glückskind sein soll und das Leidkind die Anne-Lies. Aber sie soll nun nicht mehr traurig sein; ich nehme gleich meine Sparbüchse mit, und der Doktor soll ihrer Mutter helfen —.“

Und so geschah’s. Das Glückskind hat weinen gelernt vor Mitgefühl und das Leidkind lachen vor Freude und Glück. Denn

ihre Schmerzen heilten, und ihr Mütterchen ward wieder gesund, und die freundliche Schulzin hat sich der Bedrängten angenommen; dazu hatte sie eine Freundin, die war so gut, so gut mit ihr. Sie konnte sich gar nicht denken, wie sich deren Sinn so rasch gewandt.

Wir aber wissen's. —

Es läßt sich gar gut, gar wundervoll zu Herzen reden — in der Dämmerstunde.

# Fliederblüten.

Ich war ein lustiges unbesonnenes Kind und hatte den Kopf voll toller Streiche, ärger als der wildeste Knabe.

Unserem Hause gegenüber stand ein kleines, winziges Häuslein; nur drei Fenster hatte es und eine Thür; eines war zu ebener Erde und die zwei andern eine Treppe hoch, wenn man die paar kleinen Holzstufen überhaupt eine Treppe nennen kann. Ein Weinstock hatte sich bis ans Dach emporgerankt und dazwischen schauten die kleinen Scheiben hell und traulich heraus. Das alte Thürschloß an der altmodischen Thür war immer blank geputzt und das wackelige Trepplein stets rein gescheuert und mit weißem Sande bestreut.

In dem Häuschen wohnte der alte Jakob, ein munterer, rüstiger Greis von siebzig und etlichen Jahren. Er war früher Zimmermann gewesen, und da er nun zu alt war, um Säge und Beil zu regieren, so blieb er daheim, während sein Sohn, welcher mit ihm das Häuschen bewohnte, kräftig auf dem Zimmerplatz arbeitete und genug für sich und den Greis verdiente.

Aber der alte Jakob ging nicht müßig; er arbeitete den ganzen Tag, leimte und drechselte, schnitzelte und nagelte, besserte

Garten- und Hausgerätschaften für die Nachbarn um wenig Groschen aus und dabei rauchte er sein Pfeifchen, sang und pfiff und war heiter und fröhlich wie ein junges Bürschlein.

In unserem Hause galt Jakob für unentbehrlich; tagtäglich gab es da für ihn zu thun. War etwas zerbrochen, so wurde er geholt und er wußte immer Rat.

Wir Kinder besuchten ihn, wenn er nicht herüberkam, denn wir hatten ihn so lieb wegen seiner treuherzigen Gutmütigkeit, seiner Gefälligkeit und seiner lustigen Laune. Ging ein neues Spielzeug entzwei, so trugen wir es unter der Schürze hinüber, und er fügte die zerbrochenen Stücke so kunstvoll aneinander, daß es die Eltern nicht merkten und wir so mancher wohlverdienten Strafe entgingen. Im Garten half er dem Gärtner im Frühjahr die Weinstöcke aufbinden, hackte, säete und jätete, beschnitt die Obstbäume, pflückte die Äpfel und Birnen im Herbste, schnitzte und bemalte im Winter die Stäbe, an denen die Nelken und andere Blumen angebunden wurden, und richtete die jungen Hündchen zu allerlei possierlichen Kunststücken ab.

Einst im Sommer war unsere Mutter verreist; der Vater war während des Tages selten zu Hause, und wir hatten ein neues Dienstmädchen, welches noch ein junges und etwas leichtsinniges Ding war.

Unser Garten lief am äußersten Ende in eine Spitze aus, in welcher sich eine kleine, mit Geißblatt bewachsene Laube befand.

Mitten hindurch, gleichsam wie ein Pfeiler, ging der Stamm eines mächtigen alten Fliederbaumes, welcher hoch über der Laube sein breites, majestätisches Laubdach ausgespannt hatte. Eine Laune des Erbauers der Laube hatte den untern Teil dieses ehrwürdigen Baumes, auf dessen Jugend sich niemand besinnen konnte, grün angestrichen wie die Laube und den runden Tisch, welcher um den dicken Stamm angebracht war.

In diesem reizenden dämmernden Plätzchen war es an den heißesten Tagen kühl, hier hielten wir uns am liebsten auf, spielten oder fertigten unsere Schulaufgaben.

Ungestört blühte der alte Baum jahraus, jahrein, er streute im Frühling die winzigen, weißen Blüten und im Herbste die schwarzen Beerlein in Massen über die Laube und den ganzen Umkreis.

An einem schwülen Junitage saßen wir mit Christine, dem Dienstmädchen, um den grünen Gartentisch. Betäubend war die warme Luft und der Duft der Fliederblüten, welche in unzähliger Menge den alten Baum bedeckten. Wir hatten keine Lust zum Arbeiten und keine Lust zum Spielen; müde und abgespannt hörten wir auf, von der Mutter zu sprechen und von den vielen hübschen Sachen, welche sie uns von ihrer Reise mitbringen würde.

„Was wollt ihr denn zum Abendbrot essen?“ fragte Christine. Wir wurden munter und machten allerlei Vorschläge.

„Ich will euch Fliederblüten backen, die da oben so unnütz hängen,“ sagte Christine. „Wenn wir nur ein Körbchen voll hätten.“

Wir hatten noch nichts von gebackenen Fliederblüten gehört, Christinens Beschreibung derselben reizte unsere Neugierde und schärfte den bei Kindern so leicht erregbaren Appetit.

Wir erzählten ihr, daß noch niemals eine von des Baumes Blüten gepflückt worden sei, und überlegten dabei, wer wohl, um Christinens verständigen Vorschlag ausführen zu helfen, auf den hohen Baum steigen und ein Körbchen voll Blüten pflücken könne.

Ich wußte zuerst Rat. Schnell sprang ich auf und eilte durch die neben der Laube befindliche Thür nach Jakobs Häuschen. Unten schon hörte ich das lustige Pfeifen des Alten. Er befestigte eben einen losgesprungenen Reifen um eine Wasserbütte, als ich eintrat; denn er pfuschte auch ins Böttcherhandwerk, wie in so manches andere.

Meine Geschwister waren mir nachgeeilt, und es dauerte eine Weile, ehe Jakob unsere im Chor vorgetragene Bitte recht

verstanden hatte. Sein verwundert ungläubig lächelndes Gesicht machte uns stutzig, denn er hatte uns noch nie eine Bitte abgeschlagen.

„Der Baum ist zu hoch,“ sagte er kopfschüttelnd, indem er durchs Fensterchen nach dem Fliederbaum blickte. „Laßt euch einen Eierkuchen backen und die Blüten ruhig da oben hängen.“

„Nein, nein, nein!“ riefen wir einstimmig. „Du mußt uns Fliederblüten pflücken; der Baum ist nicht höher als der große Birnbaum.“

„Aber er ist alt und die Zweige sind morsch,“ sagte Jakob, „auch ist die Laube im Wege beim Anlegen der Leiter.“

Mit Bitten und Küssen, fast mit Gewalt bestürmten wir den Alten, zogen ihn von seinem hölzernen Schemel empor und endlich zur Thür hinaus.

Nachdem wir ihn glücklich bis unter den Fliederbaum gebracht, stimmte auch Christine in unser Zureden mit ein.

Halb ärgerlich, halb von unsern Liebkosungen bestimmt, schickte er sich an, nach dem Schuppen zu gehen, wo die lange Sprossenleiter hing, welcher er sich im Herbst zum Pflücken des Obstes bediente.

Wir Kinder halfen sie ihm tragen und Christine brachte einen Korb. Es dauerte lange, ehe der alte Mann durch unsern Unverstand bewogen, sich entschloß, die gefährliche Reise anzutreten. Er konnte keinen festen Stützpunkt in den Ästen finden, die Laube war ihm hinderlich. Christine legte zwei große Steine unten an die Füße der Leiter und hielt dieselbe, als Jakob hinaufstieg.

Endlich stand er oben. Wir sahen ihm jubelnd zu, als er einen Stengel nach dem andern in das Körbchen pflückte. Schon war der Korb gefüllt, und Jakob machte Miene, herabzusteigen, da — noch befällt mich bei der Erinnerung ein lähmender Schwindel — hörten wir einen Krach, wie wenn ein morsches Stück Holz zerbricht; die Leiter glitt herab, ein langer Schrei schallte klagend aus der Höhe, einen Augenblick später lag der Greis ausgestreckt am Boden.

Der Schreck machte uns fast besinnungslos. Ich näherte mich zitternd dem alten Manne und versuchte das liebe Haupt vom Boden aufzuheben. Der umgestürzte Korb hatte beim Herabfallen seinen Inhalt über und neben den Greis geschüttet. Als ich den Kopf in meinen Händen hielt, sah ich zwischen den langen weißen Haaren dunkelrote Blutstropfen hervorquellen, warm rieselte es über meine Hand an seinem weißen Hemde hernieder. Er hatte sich beim Herabstürzen an einer Ecke der Laube den Kopf verletzt; doch ohne dieser Wunde zu erwähnen, stöhnte er leise mit dem Ausdruck des heftigsten Schmerzes auf seinem bleichen Gesicht: „Mein Arm — o, mein Arm!"

Indem wir noch alle, ohne imstande zu sein, ihm aufzuhelfen, ratlos weinend und jammernd den geliebten Greis umstanden, schallte plötzlich wie ein Donnerschlag die Stimme des Vaters an unser Ohr.

Voll Angst und Reue berichteten wir schnell, ohne unsere Schuld an dem stattgehabten Unglück zu schmälern, den ganzen Hergang der Sache. Der Zorn des Vaters richtete sich hauptsächlich gegen Christine; doch ohne sich lange mit nutzlosen Reden aufzuhalten, schickte er die Magd schleunig zu unserem Hausarzt, rief ein paar Männer von der Straße herbei, mit deren Hilfe er den Verwundeten so sanft wie möglich aufhob und nach seinem Häuschen hinübertrug.

Weinend folgten wir dem traurigen Zuge, weinend umstanden wir das Bett des geliebten Greises, welcher die Augen geschlossen hatte und leise stöhnend die Ankunft des Arztes erwartete. Als dieser endlich kam, erklärte er die Kopfwunde für nicht sehr gefährlich, den Arm aber für gebrochen. Unter unsäglichen Schmerzen wurde das zerbrochene Glied eingerichtet und verbunden; ein heftiges Wundfieber stellte sich ein. O, was mußte der alte Mann leiden, unsertwegen leiden, einer dummen, albernen Kinderlaune wegen.

Wir waren durch den Anblick seiner Schmerzen genugsam bestraft. Jede Erleichterung, jede Erquickung suchten wir ihm

zu bereiten. Selten verließen wir sein Lager, und der gute alte Mann war wieder freundlich mit uns wie sonst; aber sein Lächeln war schmerzlich, mit dem Singen, Pfeifen und Schnitzeln war es vorüber. Den ganzen Sommer lang mußte er liegen; denn bei einem vierundsiebzigjährigen Greis ist ein Armbruch gefährlicher und langwieriger zu heilen, als bei einem jungen Menschen.

Als er endlich wieder umherging mit dem Arm in der Binde und dem abgemagerten Gesicht und sein Werkzeug, womit er so thätig gewesen war, auf seinem Arbeitstische liegen sah, ohne daß er es handhaben konnte, quollen oft bittere Thränen über seine grauen Wimpern.

Jakob genas zwar wieder unter der treuen, sorgsamen Pflege, welche ihm meine Eltern angedeihen ließen, aber in dem kranken Arme blieb eine solche Schwäche und Kraftlosigkeit zurück, daß er ihn zu nichts mehr brauchen konnte und müßig in seinem kleinen Stübchen bei seinem Werkzeug sitzen mußte.

Not litt er nie, er erreichte auch ein hohes Alter, doch wollte es uns bedünken, als sei er nie wieder so lustig und rüstig geworden, wie er es vor jenem Unglücksfall gewesen.

Und wenn ich den schwülen Duft der Fliederblüten atme, gedenke ich noch immer des gutmütigen alten Mannes.

# Im Keller.

Mit Buntbild.

In einem großen, schönen Hause, zu dessen Wohnungen breite Steintreppen emporführten und dessen Fenster helle Spiegelscheiben schmückten, stieg ein Dienstmädchen in den Vorratskeller hinab, um da einen Korb mit allerlei Speisevorräten zu füllen.

Als sie eben die Kellertreppe wieder hinaufsteigen wollte, vernahm sie aus einer nur angelehnten Thür leise stöhnende Töne. Das Mädchen öffnete diese Thür, die gewöhnlich sonst den Tag über verschlossen zu sein pflegte, und trat in den dämmerigen Raum hinein. Sie wußte, daß in diesen Räumen arme Leute mit einem Kinde wohnten. Die Eltern waren nicht hier, das Kind aber lag allein auf einem schlechten Bette. Es schien krank zu sein, hatte aber die Augen geschlossen und stöhnte im Schlaf.

„Armes Ding,“ sagte das Mädchen mitleidig, nahm einen Apfel aus dem Korbe, den sie auf die Bettdecke des Kindes legte und ging dann leise wieder hinaus.

Oben in der Wohnung ihrer Herrschaft trat sie ins Wohnzimmer, um mit der Hausfrau wegen des Mittagsessens zu sprechen. Darauf erzählte sie von dem armen Kinde, welches allein unten in der Kellerstube liege und krank sei.

„Wo sind denn die Eltern?“ fragte die Dame.

„Der Vater trägt Zeitungen während des Tages aus, und die Mutter wäscht,“ sagte das Mädchen.

Die kleine Elli kam aus ihrer Spielecke, wo sie still gesessen hatte, hervor und fragte: „Bringt denn niemand dem kranken Kinde etwas zu spielen?“

„Nein,“ sagte das Mädchen, „die Mutter ist wohl froh, wenn sie abends eine warme Suppe kochen kann, da bleibt kein Geld für Spielzeug.“

Elli dachte daran, daß sie auch vor einiger Zeit krank gewesen war, Schmerzen gehabt und im Bette hatte liegen müssen. Damals hatte sie die schöne große Puppe mit dem Wachsgesicht und dem rosa Kleide bekommen, die neben ihrem Tischchen und Bettchen lag.

Sie dachte lange an das arme kranke Kind. In ihrem kleinen Herzen und Kopfe arbeiteten allerlei Gedanken; endlich nahm sie ihre Puppe aus dem Bette und sah sie zärtlich an. Das Wachsgesicht und das rosa Kleid hatten freilich ihre Frische verloren, aber Elli hatte sie doch noch sehr, sehr lieb.

Dennoch stand sie nach einer Weile auf mit der Puppe im Arm und wollte die Mama um Erlaubnis fragen, ob sie ihre Puppe dem armen kranken Kinde schenken dürfe. Doch sie fand die Mama nicht. „Vielleicht mag sie ausgegangen sein," dachte Elli und wartete voll Ungeduld auf ihre Rückkehr. Da sie noch immer nicht kam, dachte sie: „Ganz gewiß erlaubt sie mir, die Puppe zu verschenken, damit das arme kranke Kind, welches so allein ist, eine Freude hat. Sie ist ja so gut und mitleidig."

Elli konnte es gar nicht erwarten, das gute Werk, welches sie im Sinne hatte, auszuführen. Vielleicht fürchtete sie auch wohl, daß sie es später bereuen könnte, wenn sie es nicht gleich thäte; sie hatte jetzt ja auch schon Abschied von ihrer Puppe genommen.

Sie stieg also die breite Treppe hinab und suchte dann den Eingang zu der schmalen Kellertreppe. Auch diese stieg sie hinab und fand, wie das Mädchen gesagt hatte, die angelehnte Thür dicht neben dem Treppenaufgang.

Beim Eintreten wehte ihr eine feuchte, dumpfe, üble Luft entgegen, und sie mußte anfangs forttappen, da sie, aus der Helle kommend, in dem hier herrschenden Dämmerlichte fast gar nichts sehen konnte.

„Was willst du denn?" rief ihr auf einmal eine rauhe Kinderstimme entgegen.

Elli erblickte nun in einem Winkel ein elendes Bett und ein blasses Gesicht, von verwirrten Haaren umgeben.

Jetzt besann sie sich, daß sie zuweilen am Hausthor ein kleines Mädchen gesehen hatte, dem dieses Gesicht gehörte. Es hatte stets einen finstern Ausdruck gehabt und sah sie so böse an, wie jetzt eben auch.

„Ich bringe dir meine Puppe," sagte die kleine Elli ganz schüchtern, „die Hanne sagte, du lägest hier ganz allein krank, und niemand brächte dir Spielsachen wie mir, als ich krank war."

„Bist du nicht das Kind von den reichen Leuten da oben?" fragte die Kranke.



Elli wußte hierauf keine Antwort. Sie wußte nicht, ob ihre Eltern reiche Leute waren.

„Die Reichen brauchen nicht zu arbeiten und haben gutes Essen, und die Armen müssen arbeiten und hungern, sagt Vater," fuhr das kranke Kind fort.

Elli verstand auch das nicht, doch nahm sie ihre Puppe und legte sie ganz sanft auf die Decke. „Da, nimm meine Puppe und spiele damit," sagte sie freundlich.

„Ich brauche die alte Puppe nicht," rief das Kind vor Ärger, „ich habe nur Hunger!" Damit packte sie die arme Puppe und warf sie kopfüber auf die harte Diele herunter.

Elli stieß einen Schreckensruf aus und bückte sich schnell nach der gemißhandelten Puppe.

Ach, das Wachsgesicht war zerschlagen, statt Nase und Mund sah man nur eine Öffnung, und das rosa Kleid war durch die Berührung mit dem unsauberen Fußboden mit Schmutzflecken bedeckt.

In bittere Thränen ausbrechend schlich Elli hinweg. Der Schreck hatte sie fast betäubt, und zitternd tappte sie, mit der Puppe im Arm, den Weg zurück, den sie gekommen war.

Wie bereute sie, daß sie, ohne die Mama zu fragen, der Eingebung ihres Herzens gefolgt war.

Als sie die Treppe hinaufging, hörte sie schon die Stimme ihrer Mama, die sie suchte. Wie erstaunte diese, als Elli mit der zerschlagenen Puppe ankam und vergebens versuchte, unter Schluchzen und Weinen zu erzählen, was sie soeben Bitteres erfahren hatte.

Die Mutter verstand den Schmerz des Kindes, obgleich sie fand, daß das, was es gethan, unbesonnen und thöricht gewesen und leicht noch schlimmere Folgen als die stattgehabten hätte nach sich ziehen können. Erschrocken nahm sie die arme kleine Elli auf den Schoß, um sie erst zu beruhigen und zu trösten, ehe sie ihren Tadel aussprach.

„Kleine Kinder müssen immer erst ihre Eltern um Erlaub-

nis fragen, ehe sie irgend etwas thun," sagte sie, nachdem sie Ellis Erzählung mit angehört hatte. „Ich begreife dein Mitleid mit dem armen Kinde wohl nnd hatte noch eher als du den Plan gefaßt, ihm eine Freude zu machen und ihm zu helfen. Doch werde ich dies auf eine klügere Art thun, als du; denn bei dem armen Kinde sind znvor die nötigsten und dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, ehe es des nur Angenehmen und Überflüssigen bedarf. Doch ist das arme Kind noch ärmer und unglücklicher, da der Same unvernünftigen Grolles und Neides in sein Herz gestreut worden ist, der zu schlimmer Saat aufschießen und ihm seine Lage noch unerträglicher gestalten wird, als sie ohnedies schon ist."

Darauf nahm die Mama die arme Puppe, besah ihre Wunde und tröstete Elli, daß sie zu einem geschickten Puppendoktor gebracht werden solle, der sie heilen werde.

Dann stieg sie mit einem Körbchen voll Lebensmittel in den Keller hinab. Das kranke Kind war immer noch allein und starrte die fremde Frau mit großen Augen an, aus denen Fieber und Hunger leuchteten.

Als sie Ellis Mutter erkannte, errötete sie; denn sie mochte wohl fürchten, daß sie gescholten werde wegen der zerbrochenen Puppe.

Doch als dem aufgedeckten Korbe der angenehme Duft der mitgebrachten Speisen entquoll, vergaß sie über der Begierde des Hungers alles andere. Ellis Mutter hob das kranke Kind sanft empor und hielt ihm den Teller beim Essen. Als es satt war, blickte es mit scheuen, ängstlichen Augen auf und sagte: „Ich habe die Puppe nicht zerbrechen wollen, ich mochte sie nur nicht haben, weil ich so hungrig war."

„Du hast Elli sehr weh gethan," antwortete ihr die freundliche Frau, „doch jetzt wollen wir nicht davon reden. Erst soll dein Körper gesund werden, dann will ich dein Herz und deinen Kopf gesund machen."

Während sie noch an dem kleinen Krankenbette saß und

sanft mit dem Kinde sprach, kam die Mutter nach Hause, um einige Minuten nach der kleinen Kranken zu sehen.

Sie war sehr erstaunt, die fremde Dame da zu finden und schilderte gleich in den beredtesten Worten ihr Elend. Sie müsse den Tag über im Waschhaus stehen und ihr Mann trage von früh bis abends Zeitungen aus, wobei ihm die Kleine helfen müsse. Nun habe sie sich neulich erkältet, da es geregnet und ihre Schuhe und Kleider zerrissen seien. Davon sei sie so krank geworden.

Ellis Mutter fragte, weshalb sie das Herz des armen Kindes so verbittert und mit Groll und Neid erfüllt hätten; das sei eine große Sünde.

„Ach," antwortete die Frau, „mein Mann, der immer auf der Straße laufen muß und kein warmes Essen hat, trinkt Branntwein und dann kommt er in Zorn und führt böse Reden, die unser Kind mit anhört; davon ist sie so geworden."

Darauf brachte sie die zerrissenen Schuhe und Röckchen des kleinen Mädchens und bat um Geld, um neue kaufen zu können.

„Geld gebe ich nicht," sagte Ellis Mutter, „denn dafür könnte Branntwein gekauft werden, aber ich werde Schuhe und warme Kleider geben, das ist besser."

Am nächsten Tage befand sich das kranke Kind bereits wohler, als Ellis Mutter wieder an sein Bett in der Kellerwohnung trat, und heute brachte sie ihm außer der leiblichen Nahrung und Kräftigung auch gute Lehren und Ermahnungen und suchte das Unkraut böser Lehren aus dem Herzen des armen Kindes auszurotten. Als sie von ihm ging, fragte es, ob die kleine Elli nicht wieder einmal zu ihm kommen wollte, sie möchte ihr gern abbitten, daß sie sie gekränkt und ihre gute Absicht so schlecht gelohnt hätte.

Da brachte die Mutter Elli mit sich, und sie gab dem armen Mädchen die Hand und sagte, sie sei nicht mehr böse auf sie und freue sich, daß sie nun auch ein gutes kleines Mädchen werden wolle.

Als das arme Kind gesund war, hatte es gute warme Kleider und neue Schuhe und in seinem Herzen war es ganz hell und warm geworden, weil die Liebe ihren sonnigen Strahl hatte hineinfallen lassen.

Die gute, wohlthätige Frau, die sich des verlassenen Kindes angenommen hatte, nahm sich auch des Vaters an, der so viel Branntwein trank und dann böse Worte sprach. Sie ermahnte und warnte ihn und sagte ihm, daß es eine große Sünde sei, Zorn und Neid in eines Kindes Herz zu säen. Sie sandte ihm auch oft warmes Essen, daß er nicht mehr Branntwein trinken solle. Sie wurde die Wohlthäterin der ganzen armen Familie und sorgte dafür und wachte darüber, daß sie nie mehr so an Leib und Seele verwilderte wie früher. Die Kleine aus dem Keller durfte manchmal heraufkommen und Elli besuchen, die ihr dann ihre schönen Sachen zeigte, ohne daß das arme Kind das reiche Kind haßte und beneidete. Von ihrer Mutter lernte Elli die rechte Art der Wohlthätigkeit und die schöne, segenvolle Art des Gebens, welche den Geber und den Empfänger zugleich beglückt.

# Der Pflaumenbaum.

Eine herzliebe, traute Großmutter war es, die an dem grünumrankten Fenster saß und mit gefalteten Händen still und sinnend in den morgenhellen, sonnenbeschienenen Garten hinausblickte.

In dem kleinen sauberen Zimmer lag nirgends ein Stäubchen, alles sah blank und freundlich aus, und doch waren die Möbel und Geräte alt, wohl älter noch als die Besitzerin. Die Stutzuhr, die zwischen zwei großen bunten Asternsträußen stand,

ging leise „tick-tack," und aus dem stillen Garten her tönte das Zwitschern der Vögel, die in den Zweigen hausten.

Eine helle, fröhliche Kinderstimme klang da auf einmal durch die Stille.

„Großmütterle, deine Pflaumen sind reif!"

Und herein sprang das blonde lebhafte Enkelkind und eilte lachend und lustig auf Großmutters Lehnstuhl zu.

„Sind sie wirklich reif, Hanni?" fragte die Großmutter. „Und darüber hast du sogar den Gutenmorgengruß vergessen?"

„Guten Morgen, Herzgroßmutter! Aber sie sind wirklich reif und wir müssen sie pflücken!" rief Johanna und umschlang mit ihren weichen Armen den Hals der alten Frau.

Da stand die Großmutter auf und ging lächelnd hinaus in die Kammer, aus welcher sie einen Weidenkorb holte und an Hannis Arm hing. Eine Glasthür führte aus der Stube in den Garten hinaus, der sich mit seinen buntschimmernden Herbstblumen geschmückt hatte. An den zahlreichen Obstbäumen hingen rotwangige Äpfel, gelbe Birnen und blaue Pflaumen; mit ihren rötlichen Sammetkleidern prangten reifende Pfirsiche am Spalier und schwellende Trauben.

Aber Großmutter und Enkelin gingen an all diesen Herrlichkeiten vorbei; weit hinten im Garten, in einem abgelegenen Winkel, stand Großmutters Pflaumenbaum und dieser trug das schönste Obst im ganzen Garten, das einzige, von dem sie essen mochte.

Sie pflückte diese Pflaumen auch alljährlich selbst, und das war für Johanna ein Fest.

Jeder im Hause bekam seinen Teil von Großmutters Pflaumen, und die übrigen wurden in Zucker für den Winter aufbewahrt.

Als die Großmutter Johannas Vater Haus und Garten übergab, behielt sie von allem nichts für sich als diesen kleinen Baum und ihr liebes stilles Gartenstübchen, wo sie schon als Mädchen gewohnt hatte.

Nun standen beide unter dem Pflaumenbaum, der so niedrig war, daß die Großmutter, auf einem Stufentritt stehend, die schönen gelbgrünen Früchte mit den Händen erreichen konnte. Sie legte sie alle vorsichtig in den großen Korb, den die kleine Hanni hielt, und der Korb ward voll; denn das kleine brave Bäumchen hatte seine Schuldigkeit gethan und reichlich geblüht und Früchte getragen.

„Nun kann es auch ruhig schlafen, wenn der Winter kommt," sagte die Großmutter, freundlich in das grüne Laubdach blickend, durch dessen Gezweig der laue Morgenwind strich.

„Großmütterchen, warum liebst du denn den Baum so sehr?" fragte Johanna. „Gerade diesen? Weil die Pflaumen so süß sind, Großmama?"

Der Großmutter lächelndes Gesicht wurde plötzlich ernst. Sie schwieg eine Weile und sah wie forschend in das rosige Gesichtchen ihrer Enkelin. Dann streifte ihr Auge über den weiten Garten hin, und dabei sah Johanna, was sie noch nie gesehen hatte: eine Thräne im Auge der alten Frau.

Das kleine Mädchen erschrak und faßte nach der Großmutter Hand.

„Bist du böse?" fragte sie ängstlich.

„Nein, Kind," sagte die Großmutter, die wieder freundlich lächelte wie sonst. „Nein, nicht nur weil die Pflaumen so süß sind, liebe ich diesen Baum so sehr; er ist meinem Herzen teuer durch die Erinnerung, die sich daran knüpft, die Erinnerung an den liebsten, besten Vater. Hörst du das Rauschen dort oben? Er spricht zu mir, wie er oft in meinem Leben zu mir gesprochen, mich getröstet, gewarnt, zum Guten ermahnt hat."

Die Großmutter war bewegt. So hatte Johanna sie noch nie gesehen. Fragend blickte sie in die Augen der alten Frau, die so wunderbar leuchteten. Die Großmutter sagte:

„Liebes Herzenskind, du wunderst dich, daß ein Baum, ein lebloser Gegenstand, mein Herz so bewegt. Du sollst erfahren, welche Geschichte sich an diesen Baum knüpft. Es ist nur eine

kleine Begebenheit, aber auch das Kleinste ist wichtig im Leben des Menschen. Du bist schon groß und verständig genug, um das zu begreifen, was ich dir erzählen werde. Aber jetzt komm, Hanni! Laß uns unsere Ernte ins Haus tragen und deinen lieben Eltern zeigen. Abends, nach den Schulstunden, kommst du in mein Stübchen und erinnerst mich an mein Versprechen!"

Und Johanna kam pünktlich zur bestimmten Zeit in Großmamas Stübchen. Die alte Frau saß am Fenster und strickte. Eine liebliche grüne Dämmerung fiel durch die blühenden Waldrebenzweige und grünen Thürgardinen. Die Großmutter hatte ein Tellerchen mit den schönsten süßen Pflaumen für ihr Herzblatt zurechtgestellt. Sie steckte ihr Strickzeug zusammen, und Johanna sagte, nachdem sie sich auf das Fußbänkchen neben die Großmutter niedergesetzt: „Nun, liebe, beste Großmama, erzähle!"

„Wenn du mich ansiehst," begann die Großmutter, „so kannst du dir wohl kaum vorstellen, daß die alte Frau mit dem welken, faltigen Gesicht einst so blühend und jung war wie du, daß die weißen Haare hellblonde Locken waren und diese müden Füße so leicht und flink wie die deinen. Aber es war doch so, meine Hanni; ich war ein junges fröhliches Kind, und derselbe Spiegel, der hier über der alten Kommode hängt und mir jetzt meine alten Züge zeigt, hat das runde Kindergesicht gesehen; und durch dieselben Gartenwege, wo mein Fuß jetzt langsam wandelt, ist des Kindes flinker Schritt geeilt.

„Damals war mein lieber Vater Besitzer dieses Hauses und Gartens, und ich war sein einziges Kind.

„Aber ich hatte weder eine Mutter, noch eine Großmutter wie du. Ich hatte eben nur meinen Vater. Und dieser liebe Vater hatte niemanden wie mich kleines wildes Ding. Er lebte sehr einsam und war oft recht traurig; denn er konnte den Tod seiner Frau, meiner guten Mutter, die ich nie gekannt hatte, nicht verwinden.

„Da wendete er alle Liebe und Sorgfalt auf mich und

suchte mir auf alle mögliche Weise die fehlende Mutterliebe und Muttersorgfalt zu ersetzen. Er spielte mit mir, er belehrte und unterrichtete mich, und auch später, als ich schon in die Schule ging, gab er mir täglich einige Lehrstunden.

„Außer mit mir beschäftigte sich mein Vater viel mit der Pflege dieses Gartens. Vor allem machte ihm die Anpflanzung von Obstbäumen Vergnügen. Fast alle Bäume im Garten, außer einigen ganz alten, sind von der Hand deines Urgroßvaters gepflanzt und veredelt worden. Sein liebes, ernstes Gesicht erheiterte sich beim Anblick seiner Pfleglinge; mit Aufmerksamkeit beobachtete er das erste Blühen eines Bäumchens und schmückte ein solches, einem alten Gebrauch zufolge, jedesmal mit einem rotseidenen Bändchen, bis der Baum die erste Frucht zur Reife gebracht.

„Ich weilte, wenn ich nicht in der Schule war, fast stets in der Nähe meines Vaters, ich stand neben ihm, wenn er im Garten beschäftigt war, trug ihm Hacke und Spaten herbei, schöpfte Wasser für ihn und hörte seinen sanften belehrenden Worten zu.

„Einst hatte mein Vater ein junges Pflaumenbäumchen eingesetzt, welches ganz besonders teuer war und eine neue vorzügliche Art Pflaumen tragen sollte. Wir beobachteten gemeinschaftlich das Gedeihen des kleinen Pfleglings, und als er im Frühjahr die ersten Blüten entfaltete, sah ich meinen Vater freudiger lächeln als je.

„Es war ein liebes, schön gewachsenes Stämmchen mit runder Krone und war an einen grün bemalten Pfahl gebunden.

„Ich holte ein schönes rotseidenes Band und band es um den grünen Pfahl und das glatte Stämmchen, und mein Vater sprach mit dem Bäumchen und lobte es, daß es so schöne Blüten gebracht.

„Aber Wind nnd Regen verwehten die Blüten und bleichten das schöne rote Band, und das Beet unter dem Bäumchen war mit welken Blüten bedeckt. Wenige Pfläumchen blieben an den

Zweigen, und auch diese verjagten Wind und Regen. Da war mein Vater traurig, daß das Bäumchen nicht gehalten, was es im Frühjahr so schön versprochen hatte.

„Als aber die Sonne heißer brannte, da führte mich mein Vater einst zu dem Bäumchen und zeigte mir hoch oben im Wipfel eine einzige Pflaume zwischen Blättern verborgen.

„Und diese einzige Pflaume machte meinem Vater mehr Freude als der ganze Garten. Er beobachtete sie täglich, sah sie schwellen und reifen und freute sich, daß er an ihr die gerühmte Fruchtsorte kennen lernen sollte.

„So kam der Herbst, das Obst reifte an allen Bäumen, und die einsame Pflaume hing immer noch hoch oben im Wipfel.

„Da traf sich's eines Abends, daß ich allein im Garten war; ich ging an dem Bäumchen vorbei und sah die schöne Frucht unten auf dem Beete liegen. Sie war überreif und vom Zweige herabgefallen.

„Ich hob sie auf und sah, daß die grüne, rot angehauchte Schale gesprungen war, das saftige Fleisch sah hindurch und meine Hand war betropft.

„Ich kostete den Saft, er war so süß und lieblich, die schöne Pflaume sah mir so verlockend aus, und da, — obgleich ich noch eben im Begriff gewesen war, sie meinem Vater zu bringen, biß ich hinein.

„Ich erschrak sehr. Aber nun war es zu spät. Die angebissene Pflaume konnte ich ihm nicht geben; so bedachte ich mich nicht länger und aß sie auf.

„Ich hielt den Kern in der Hand und überlegte eben, was ich thun sollte, als ich plötzlich meinen Vater von fern mit seiner langen Pfeife, wie es allabendlich sein Gebrauch war, durch den Garten kommen sah.

„Da erwachte der Ruf des bösen Gewissens in mir. Ich fühlte, daß ich ihm eine lang ersehnte Freude verdorben hatte; ich fürchtete mich; und statt ihm entgegenzueilen wie sonst, floh ich in den entferntesten Winkel des Gartens.

„Mein Vater mochte wohl mein helles Kleid von weitem gesehen haben; er rief mich, aber ich antwortete nicht. Den Kern in der Hand, stand ich hinter einer Laube nnd weinte vor Angst und Scham.

„Da kauerte ich nieder und vergrub den Kern, damit ihn niemand finden sollte. Dann wischte ich meine Thränen ab und ging zu meinem Vater. Er war so lieb und freundlich wie stets, und seine Pfeife rauchend, wandelte er langsam durch die Beete, bis wir an das Pflaumenbäumchen kamen.

„Da blieb er stehen und blickte in den Wipfel; als er die Pflaume nicht sah, bückte er sich und suchte zwischen den Stauden.

„Ich fühlte mein Erröten und bückte mich deshalb auch und half ihm scheinbar suchen.

„‚Hast du die Pflaume nicht gefunden?‘ fragte mein Vater. ‚Sie ist abgefallen.‘

„‚Nein,‘ sagte ich. Und bei dieser ersten Lüge fühlte ich mein Herz klopfen und meine Wangen brennen.

„Mein Vater sah mich an mit seinen ernsten traurigen Augen, so fest und durchdringend, ich möchte sagen bittend, aber ich wich diesem Blicke aus; ich schlug die Augen nieder.

„Mein Vater hatte mich noch nie gescholten, er schalt mich auch damals nicht. Er sah mich nur an.

„‚Mein Vater weiß es nicht‘, dachte ich, ‚und erfährt es auch uicht,‘ setzte ich hinzu, indem ich hinter ihm drein nach dem Hause zu ging.

„An diesem Abend stockte ich, als ich mein Nachtgebet sprach; ich fühlte, daß ich eine Sünde begangen hatte; ich schlief nicht ruhig wie sonst; ängstliche Träume quälteu mich, und als ich erwachte, war ich nicht froh und glücklich wie vorher.

„‚Es ist ja nur eine Pflaume,‘ dachte ich, als ich beim Frühstück meinem Vater gegenübersaß, der heute betrübt und stiller wie sonst erschien. Ich war froh, als endlich die Zeit zur Schule kam und hoffte nun, mein unbehagliches Gefühl los zu werden.

„Unser Lehrer war schon ein alter und nach unseren heutigen Begriffen sehr schlichter und wenig gelehrter Mann. In einem aber war er mit wunderbarer Kraft ausgerüstet, das war, wenn er von Gottes Wort und seinem heiligen Buche sprach.

„Noch sehe ich ihn im Geiste vor mir stehen mit seinem grauen Rock und den langen fahlen Haaren, die sein altes Gesicht umrahmten. Dann leuchtete sein Blick, und seine eindringlichen Worte gingen den jungen Zuhörerinnen tief zu Herzen.

„Und an jenem Tage war es, als ob Gott selbst zu dem kleinen thörichten Mädchen sprach.

„Unser Lehrer erzählte uns vom Garten Eden und dem Baume der Erkenntnis; er schilderte die Herzensreinheit der ersten Menschen so rührend; er erzählte, wie Eva den verbotenen Apfel gegessen, wie Furcht und Angst in die Herzen gezogen, die erst so glücklich geschlagen, und wie sich Adam mit seinem Weibe hinter die Bäume des Gartens versteckt, als Gott der Herr durch den Garten ging, da der Tag kühl geworden war.

„Mein Herz hämmerte und es war mir, als spräche der alte Mann unter der ganzen Schar nur allein zu mir, als läse er in meiner Seele, und als suchten seine Augen mit sanftem Vorwurf die meinen. Hatte ich nicht von allen Bäumen im Garten gerade die eine verbotene Frucht gegessen? Hatte ich mich nicht versteckt, als ich meinen Vater von weitem kommen sah? Hatte ich diesen lieben, besten, gütigen Vater nicht belogen? Würde mein Vater mich noch lieben können, wenn er das wüßte, — und Gott, der alles weiß, konnte er mir jemals verzeihen?

„Mit Gewalt verhielt ich mir die hervorbrechenden Thränen. Der Lehrer bemerkte meine Erregung nicht, denn wir waren unserer gar viele, Mädchen und Knaben.

„Endlich war die Schule aus und wir gingen heim. Wie so anders war mir's jetzt zu Sinn als am Morgen, da ich fortging. Mein ganzes Wesen war zerschmolzen in Reue und Leid.

„Der Weg deuchte mir so lang, und doch zitterte ich vor dem Nachhausekommen.

„Die vordere Gartenthür stand auf und ich ging hinein. Die Sonne schien so hell auf die bunten Blumen und die fruchtbehangenen Bäume; alles schien mir so schön; es kam mir vor, als hätte der alte Lehrer uns gerade so den Paradiesesgarten geschildert. Als ich aber da von weitem plötzlich meinen Vater den Weg herkommen sah, hielt ich mich nicht länger; ich eilte mit weit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, umschlang seine Kniee und rief laut schluchzend: ‚Lieber Vater, vergieb mir, vergieb mir! Ich habe die Pflaume gegessen und dich belogen!‘

„Dabei war es mir, als fiele eine Zentnerlast von meinem Herzen. Mein Vater hob mich auf, küßte mich auf die Stirne und sagte: ‚Ich wußte es, mein Kind, gebe Gott, daß dies deine erste und letzte Sünde sei!‘

„Und einst, als es schon wieder Frühling geworden war, sah ich zufällig, als ich mit meinem Vater in der Laube hinten im Garten saß, in einer Ecke daneben ein kleines grünes Bäumchen. Es war ein Pflaumenbäumchen und aus jenem Kern gewachsen, den ich im vergangenen Herbst da hineingesteckt, um ihn zu verbergen.

„Nun stand er da, ein kleiner, stummer Zeuge meiner Schuld.

„Ich zeigte ihn meinem Vater, denn ich fürchtete mich jetzt nicht mehr wie damals.

„Mein Vater blickte ernst und sinnend auf das Pflänzchen, welches so einsam in dem versteckten Winkel aufgewachsen war und seine hellgrünen zartgekerbten Blättlein lustig der Sonne entgegenstreckte. Dann ergriff er meine Hand und sagte voll tiefen Ernstes:

„‚Möge das Bäumchen wachsen und gedeihen, um dich an deine Schuld und Reue zu erinnern. Ein Baum der Erkenntnis möge es dir werden! Möge dich sein Anblick warnen, wenn dir Versuchung naht, dich trösten bei unverschuldetem Leid, dich mahnen, gut zu sein und immer besser und besser zu werden.‘

„Ich küßte weinend meines Vaters Hand.

„‚Gedenke dieser Stunde!‘ sagte er mild.

„Und ich habe dieser Stunde gedacht, meine Hanni, oft und oft in meinem langen Leben! Das Bäumchen wuchs, gedieh, blühte und trug Frucht, jene süße, liebliche Frucht, die mich zu meinem ersten Unrecht verführte.

„Jahre zogen dahin. Meines Vaters liebe Stimme ist längst verstnmmt, aber ich habe sie oft zu hören geglaubt im Rauschen jenes Baumes, sie hat mich gewarnt, getröstet und ermahnt!“ — —

Die Großmutter schwieg und lehnte sich mit geschlosseneu Augen in ihren Lehnstuhl zurück.

Johanna aber stand leise auf, umschlang die alte Frau, küßte sie innig und sagte bewegt: „Gute Nacht, Großmama!“

Diese kleine Begebenheit hat sie mächtig ergriffen; sie grub sich fest in ihr Gemüt.

Nach Jahren, als auch die Stimme der Großmama verhallt war und die liebe Gestalt nicht mehr an dem grünumrankten Fenster saß, stand Johanna oft in Gedanken unter Großmamas Pflaumenbaum und blickte ernst und sinnend hinauf in das grüne, leise flüsternde Gezweig. —

# Sonnenstrahl und Regentropfen.

Ein Sonnenstrahl kam von der Sonne, seiner Heimat, herab zur Erde auf goldenen Flüglein geflogen; er flog schon viele Miuionen Meilen, wie viele wußte er nicht, aber er sah die Erde nun schon ganz nahe mit ihren rauschenden Wäldern, mit ihren Gebirgen und Seen und all ihrer Pracht. Da freute sich das goldene Sonnenkind. Plötzlich fühlte er sich aber im Fluge anfgefangen.

Ein feuchter Schleier schlang sich um den kleinen Sonnenstrahl; sein Goldhaar und sein goldenes Kleid wurden feucht, um sein Krönchen aber legte sich ein leuchtender Kranz, der in sieben wundervollen Farben funkelte.

Ein Regentropfen, der gleichfalls aus seinem Heimatshaus, der Wolke, zur Erde flog, hatte den Sonnenstrahl im Fluge umschlungen, und die beiden flogen nun vereint, eines verschönt und durchleuchtet vom Glanze des andern, der Erde zu.

„Wer bist du denn?“ fragte der Sonnenstrahl, indem er sich lustig den feuchten Glanz aus den goldenen Locken schüttelte. „Wo kommst du her? Wo ist deine Heimat? In meinem Vaterhause, da hoch oben, siehst du, da hoch, hoch oben in der goldenen Sonne, giebt's keinen, der dir gliche.“

„Ich bin ein Kind der großen dunklen Wolke gerade über uns,“ sagte der Regentropfen. „Aber wer bist denn du? In meiner Mutter Haus sah ich nichts, was dir gliche an Herrlichkeit und leuchtendem Glanz.“

„Die Sonne ist meine Heimat,“ antwortete der Strahl. „Siehst du da in weiter Ferne den gelben leuchtenden Riesenball? Dort lebte ich mit unzähligen Millionen meiner Brüder ein Leben voll Glanz und Glut und unaussprechlicher Glückseligkeit, bis meine Zeit kam, daß auch ich, nach dem Willen dessen, der uns alle geschaffen, herabfliegen mußte, um der kalten armen Erde, dem Kinde meiner goldenen Mutter, mein kleines Leben voll Freude und Wonne zu opfern. Ich werde sterben und vergehen, damit die Wesen dort unten leben können.“

„Sterben? Vergehen? Davon hörte auch ich, ehe ich herabsank,“ sprach der Regentropfen. „Aber wie schön ist es hier!“ rief er plötzlich jubelnd, „komm, laß uns auf dieser herrlichen bunten Brücke, welche sich mit einem Male zwischen unserer Heimat und der Erde emporrichtet, heruntereilen.“

Der Regentropfen meinte den Regenbogen, der sie mit seinem irisfarbenen Glanze umfing. Aneinandergeschmiegt flogen die beiden Himmelskinder zur Erde hinab, und da, wo der

Regenbogen diese berührte, stand ein Rosenstrauch, auf welchem eine Rose ihre zarten Blättlein eben erschlossen, und umschlungen sanken Tropfen und Sonnenstrahl in ihren duftenden Kelch.

Der Abendwind kam, bewegte seine Flügel und schaukelte die Rose wie eine Wiege hin und her. Der Rosenstock stand in einem schönen Garten, durch dessen mit feinem Sand bestreute Wege eine Mutter mit ihrem Töchterchen schritt, um sich an der Frische nach dem Gewitter zu erfreuen.

„Sieh doch, Mama," rief das Kind, indem es sich über die Rose beugte, „in dem Blumenkelch liegt eine goldene Perle."

Denn Sonnenstrahl und Regentropfen hielten sich so fest umschlungen, daß die Perle wie Gold glänzte.

„Ja, wie herrlich," sagte die Mutter; „die goldene Perle ist ein Regentropfen, in welchem die Sonne funkelt. Die verschmachtete Blume wird den Tropfen trinken und über Nacht noch schöner erblühen. Dann wollen wir sie pflücken und dem kranken Vater bringen, damit er sich an ihrem Anblick labt."

Darauf schritten beide weiter durch den blühenden Garten, und der Wind wiegte den Rosenkelch leise hin nnd her. Und während die Rose so sanft und leise geschaukelt ward, hob sie ihren Kelch höher und frischer empor, und der Tropfen in ihrem Schoße verblaßte und verschwand mehr und mehr.

„Habe Dank, du Labetrunk, der mich zu neuem Leben kräftigt und erfrischt," hauchte die Rose, wobei eine Duftwolke ihrem Kelch entstieg.

„Meine verschmachteten Blätter saugen dich in ihre Poren ein und färben sich mit frischem Rot und neuem Glanz. Ohne dich hätte ich verdursten und verwelken müssen."

„Und müssen wir beide sterben, damit du leben kannst? Ist unsere Erdensendung schon vollbracht?" fragte der erblassende Sonnenstrahl.

„Ihr sterbt nicht," sagte die Rose. „Ihr verwandelt euch in meinem Kelche nur zu neuem Leben und lebt mit mir weiter

als Rosenduft und Rosenfarbe. Aber wenu ich auch welke und vergehe nach kurzem Lenzestraum, sterben wir nicht. Meine welken verstreuten Blätter werden sich im nächsten Frühling in junges Grün verwandeln und werden in anderer Farbe und mit anderen Düften die Erde schmücken."

Und so geschah es.

Leise, leise während der Nacht verwandelten Sonnenstrahl und Regentropfen sich in Rosenfarbe und Rosenduft. Sie hielten sich immer noch umschlungen, nur in veränderter Gestalt.

Und wo sie heute sind?

Vielleicht schimmern sie auf den Flügeln des Schmetterlings, der dort über Blumen fliegt. Vielleicht tönen sie im Lerchenlied aus der blauen Frühlingsluft hernieder.

# Die Beere.

(Mit Buntbild.)

An einem wunderschönen Herbsttage gingen zwei arme Kinder, Bruder und Schwester, in den Bergwald, um dürres Holz zu lesen. Jedes hatte einen Tragkorb auf dem Rücken; sie hatteu weder Schuhe noch Strümpfe an, aber ihre Füße, an das Bloßgehen gewöhnt, wanderten rüstig bald über den weichen Moosboden, bald über Ranken, Gestrüpp und Steine. Jedes dürre Zweiglein, welches der Wind von den Tannen und Fichten gebrochen, ward in die Körbe geworfen, dazu die kienreichen Zapfen der Nadelbäume. Glockenblumen und goldgelber Ginster blühten hie und da im Grase, Vögel zirpten und flatterten in den Bäumen und Büschen, und von Zeit zu Zeit machten die Kinder Halt, wenu sie an eine Stelle kamen, wo die blau-schwarzen Heidelbeeren an den hellgrünen, niederen Sträuchern

gereift waren oder wilde Himbeeren an ihren dornigen Ranken purpurrot zum Pflücken einluden.

So waren sie tiefer und tiefer in den stillen grünen Wald gekommen; hier fanden sie mehr des trockenen Holzes, welches an dem Saume des Forstes schon längst von den anderen armen Leuten aufgelesen worden war.

Endlich hatten sie ihre Körbe gefüllt und hoch aufgetürmt. Da setzten sie ihre Lasten nieder und sich selbst daneben auf Baumwurzeln, welche aus der Erde ragten, und jedes der Kinder zog sein Stückchen Brot aus der Tasche, um es zu verzehren; denn der Weg und die Mühe des Holzauflesens hatten sie hungrig gemacht.

Peterchen, der Knabe, hatte sein Stückchen Brot zuerst aufgezehrt, während Trudchen noch die Hälfte des ihren in der Hand hielt.

„Gewiß hast du noch Hunger," sagte sie und brach die Hälfte ihres Brotes noch einmal auseinander, um ein Stück davon ihrem Bruder zu geben.

Schnell war auch dieses aufgezehrt und Peterchen las die Krümchen noch zusammen, die auf seine Schürze gefallen waren.

Nun sank die Sonne schon allmählich hinter den Wipfeln der Bäume, deren gefranzte Zweige sich gegen Westen hin wie von einem goldenen Grunde abhoben. Ein ganz leiser Wind strich durch den Wald und führte eine Wolke von frischen Düften mit sich, die er den Nadeln der Bäume, den Kräutern und Moosen entführte.

Peterchen war aufgestanden und suchte nach Beeren und Schwämmen zwischen den Baumstumpfen, die von Ranken und Flechten umklettert dastanden und zwischen welchen die prächtigen Wedel der Farnkräuter üppig emporgeschossen waren.

Plötzlich stieß der Knabe einen freudigen Ruf aus. „Trudel," rief er, „komm, sieh, was ich schönes hier gefunden habe! Das soll mir schmecken!"

Trudchen sprang schnell herbei, und da stand zwischen den

Ranken eine herrliche Pflanze, welche an ihrem obersten Zweig eine schimmernde schwarzrote Kirsche trug. Eine so schöne Beere hatten beide Kinder noch nie im Walde gefunden, so oft sie ihn auch schon durchwandert hatten. Trudchen sah Peterchen bittend an, als dieser sich zu der glänzenden Frucht bog, um sie mit ihrem schönen grünen Stiele abzupflücken und sie dann nach dem Munde führte. Doch ehe er hineinbiß, besann er sich und sagte: „Ich will die schöne Beere nicht allein essen, du sollst sie auch kosten, da du dein Stückchen Brot mit mir geteilt hast; du bist auch gut, Trudel."

Zögernd hielt der Knabe die seltsame Frucht in der Hand und betrachtete sie.

„Was meinst du, Trudel," sagte er dann, „wenn wir sie lieber nicht äßen, sondern sie unserem Mütterchen mit nach Hause brächten? Wir haben auf dem Wege hierher schon so viele schöne Heidelbeeren und Himbeeren gegessen und unsere Mutter hat nichts als trockenes Brot. Wie wird sie sich freuen, wenn wir ihr etwas so Schönes mit nach Hause bringen."

„Ja, du hast recht, Peterchen," antwortete die Schwester, „ich dachte nicht gleich an unsere Mutter. Komm, laß uns nun schnell nach Hause gehen, es wird schon feucht im Moose; wir sind noch nie so tief im Walde drinnen gewesen wie heute."

So luden sie ihre Holzkörbe wieder auf und machten sich auf den Heimweg.

Sie konnten die Richtung nicht verfehlen, denn geradeaus führte der Weg abwärts nach dem Thale zu, wo das Dörfchen schon ganz vom weißlichen Duft des Abends umhüllt, zwischen Wiesen und Feldern lag. Peterchen hielt die rote Beere immer vor sich, behutsam jedem Ast ausweichend, der daran stoßen könnte. Trudchen pflückte Blumen am Waldsaume, um auch nicht mit ganz leeren Händen zur Mutter nach Hause zu kommen.

Nun sahen die Kinder schon das kleine Häuschen, die Mutter saß auf der Steinbank vor der Thür und sah nach dem Walde empor, von wo die Kinder kommen mußten. Da

traten zwei Gestalten aus dem dunklen Saum des Gehölzes auf das lichtere Grün der Wiese heraus. Die Köpfe der Kinder sah man kaum vor der struppigen Last des aufgetürmten Reisigs, welche hinter ihnen aufragte.

„Mutter, Mutter!" rief Peterchen schön lustig von ferne und rannte mit den bloßen Füßen über den Rasen auf die Hütte zu. „Sieh nur, was ich heute im Walde gefunden habe. Eine so schöne Beere habe ich noch nie gesehen und die sollst du essen, denn wir haben sie dir aufgehoben!"

Damit streckte er der Mutter schon von weitem den Stengel mit der roten Frucht entgegen. Die Frau griff erschrocken danach und rief: „O Gott, Kinder, habt ihr auch solche Beeren im Walde gegessen?"

„Nein, wir fanden nur die eine und die haben wir dir mitgebracht," sagten die Kinder.

„So hat der liebe Gott seine Hand über euch gebreitet!" rief die Mutter; „denn wer eine solche Beere ißt, muß sterben." Damit warf sie die giftige Frucht auf die Erde und zertrat sie.

Die Liebe der armen Kinder zu ihrer Mutter, die Entsagung, welche sie sich selbst auferlegten, um der Mutter eine vermeintliche Erquickung bereiten zu können, hatte sie vom Tode oder doch schwerer Erkrankung gerettet. Die seltene Beere, welche sie im Waldesdickicht gefunden hatten, war eine Tollkirsche gewesen, die unter ihrer glänzend lockenden Schale ein furchtbares Gift birgt.

Peterchen standen die Thränen in den Augen. Er hatte sich so darauf gefreut, der Mutter eine Freude machen zu können. Eine große Freude hatte er ihr aber doch gemacht oder ihr vielmehr einen großen Schmerz erspart. Dies verdankte sie seinem guten Herzen. Denn hätte er sein Mütterchen und Schwesterchen nicht so lieb gehabt, so würde er gewiß die rote Beere beim Finden sogleich allein gegessen und nicht mit nach Hause genommen haben, wo sie jetzt die Mutter zertrat, ehe sie Schaden anrichten konnte.

# Das Vögelchen.

Es war an einem Frühlingsmorgen, aber noch ganz früh, wenn die meisten Leute noch in tiefem Schlafe liegen. In einem recht ärmlichen Kellerstübchen, in welchem eine alte Waschfrau mit ihrem Enkelkinde wohnte, lag die Großmutter, von Gichtschmerzen geplagt, schon längst wach und wartete nur das Tagesgrauen ab, um die neben ihr in einem ärmlichen Bettchen schlafende kleine Liese zu wecken.

„Liese, steh auf," rief die alte Frau, indem sie die Kleine rüttelte, „es wird Tag, beeile dich, ehe andere die Veilchen pflücken, die du zum Verkauf austragen sollst!"

Die Kleine fuhr schlaftrunken in die Höhe, ermunterte sich aber schnell, zog ihre dürftige Kleidung an, wusch sich, steckte ein Stückchen Brot in die Tasche und machte sich, mit einem Körbchen am Arm, auf den Weg.

Der alten Waschfrau, die ihr verwaistes Enkelkind zu ernähren hatte, war es bisher nicht so schlecht ergangen, wie es jetzt der Fall war, wo die Gicht anfing, ihre Hände zu lähmen und das Waschen ihr fast unmöglich machte. Da kam die bittere Not und klopfte an die Thür der Armen. Jetzt brachte der liebe Frühling einen geringen Verdienst für die kleine Liese. In einiger Entfernung von der Stadt, wo Großmutter und Enkelkind wohnten, lag ein Wiesengrund, in welchem zahllose Veilchen im Frühling blühten, welche die armen Leute pflückten, um sie in der Stadt zu verkaufen. Auch die kleine Liese legte sich auf diesen Erwerb und die Großmutter weckte sie daher schon so früh, damit sie den anderen beim Veilchenpflücken vorauskam.

Liese war ein freundliches kleines Mädchen, sie kannte die Not der Großmutter, die, obgleich oft barsch und rauh, ihr Enkelkind doch lieb hatte und sich jetzt, wo sie immer weniger

zu verdienen fähig war, mehr um jenes, als um sich selbst sorgte. Die Kleine schritt auch tapfer durch den dämmernden Morgen ihrem Ziele zu. Doch so früh sie sich auch aufgemacht hatte, ein anderer war noch früher aufgestanden, der alte Rabe nämlich, der auf der Pappel am Wegrande saß und unverwandten Auges nach einem Vogelnestchen spähte, von welchem, wie er wußte, die Vogeleltern bald auffliegen würden, um für ihre fast flüggen Vogelkinder Nahrung zu suchen. Er mußte lange und geduldig gewartet haben; denn als die kleine Liese mit ihrem Korb ganz voll Veilchen zurückkam, trug der Räuber eben einen der kleinen Vögel für seine Rabenkinder zum Frühstück fort. Liese hörte in der Luft über sich ein klägliches Piepen, sah den Raben mit dem Vögelchen im Schnabel und warf schnell einen Stein in die Höhe. Der Rabe flog unbeschädigt weiter, um anderswo ein Frühstück zu suchen; denn vor Schreck hatte er seine Beute fallen lassen. Ein kleines graues Vögelchen fiel vor Liese in den Straßenstaub nieder und piepte kläglich. Das Mädchen bückte sich danach, es schien ein junger Sperling zu sein, der noch nicht recht fliegen konnte, und an seinem Flügel, wo der Räuber es gepackt hatte, perlten ein paar Blutstropfen an den grauen Federchen.

„Armes Vögelchen,“ sagte Liese mitleidig, indem sie den kleinen zuckenden, warmen Körper in ihrer Hand hielt und betrachtete. Sie wußte nicht, was sie mit ihm anfangen sollte, nachdem sie ihm sein kleines Leben gerettet hatte. Doch da fiel ihr ein, daß die Großmutter eine gute Wundsalbe hatte, mit welcher sie sich oft ihre wundgewaschenen Hände und andere vorkommende Wunden heilte. Damit wollte sie dem kleinen Vogel den blutenden Flügel bestreichen, das würde ihn gesund machen und dann wollte sie ihn wieder fliegen lassen.

Die Großmutter hatte indes das Frühstück bereitet und die kleine Stube aufgeräumt. Sie saß am Tische, auf welchem neben der braunen Kaffeekanne nur ein Schwarzbrot lag und eine Schüssel mit Quark stand.

„Großmutter, sieh, was ich mitbringe!" rief Liese schon in der Thür und hielt geheimnisvoll etwas in der Schürze verborgen.

„Warum nicht gar," sagte die alte Frau ärgerlich, nachdem sie den Fund gesehen, „ein junger Sperling, den könnten wir gerade noch brauchen. Trage ihn gleich wieder fort!"

Dem kleinen Mädchen traten Thränen in die Augen. „Großmutter," sagte Liese, „ich habe ihn einem Raben abgejagt und sieh nur, wie ihn der Rabe gebissen hat, sein Flügel blutet. Ich will ihn mit deiner Wundsalbe bestreichen, damit er heilt."

Der Anblick des mit Veilchen gefüllten Körbchens besänftigte die alte Frau etwas. Das gab wieder auf ein paar Tage Brot.

„Setze dich und iß," sagte sie und goß in Lieses Tasse ein. Diese hatte großen Hunger; denn im Eifer hatte sie sogar ihr mitgenommenes Stückchen Brot zu essen vergessen. Trotzdem holte Liese erst das Salbenbüchschen, bestrich leise die wunde Stelle an dem Flügel des Vögelchens und setzte es dann auf den Tisch, wo es die Brot- und Quarkkrümchen aufzupicken begann.

In der engen niederen Stube gab's eine Menge Fliegen, welche die alte Frau sehr belästigten und von denen sich eben eine Schar auf dem Frühstückstisch herumtrieb. Schnapp! hatte das Vögelchen einen der Quälgeister im Schnabel.

„Wenn du Fliegen fangen willst, so sollst du hier bleiben," sagte die Großmutter und es fiel ihr ein, daß sie einmal ein altes Vogelbauer in der Aschengrube gefunden und beiseite gestellt hatte, da es ihr zum Wegwerfen noch zu gut erschienen. Das Bauer holte sie nun herbei und versuchte es für den kleinen Gast bewohnbar zu machen. Liese mußte dann in die Schule gehen und bat die Großmutter, nur gut acht auf den Spatz zu geben. Und von nun an war mit dem Spatz eine Freude für das arme Kind in die Kellerstube gezogen. Das Tierchen wurde zahm, täglich zahmer und fing zur Freude der

Großmutter die lästigen Fliegen weg, es aß mit den armen Leuten Brot und Quark und gedieh dabei ganz gut. Seine Wunde war geheilt, seine Flügelfedern wuchsen, er flog in der kleinen Stube umher, nur wenn das Fenster geöffnet wurde, mußte er in seinem Käfig eingeschlossen bleiben, damit er nicht davonfliege. Zum Dank für die gute Pflege fing das Vögelchen manchmal leise zu singen an. „Es mag wohl ein Singvögelchen sein," sagte die Großmutter; aber da sie nicht wußte, von welcher Art der Vogel war, so hieß er immer der Spatz.

Indessen nahmen die Sorgen der alten Frau immer mehr zu. Sie hatte noch ein paar Waschtage in der Woche bei alten Kunden, die sie aus Barmherzigkeit behielten, obgleich sie nicht mehr die Kraft hatte, die Wäsche rein zu waschen. Doch endlich fühlte sie, daß sie auch diesen letzten Verdienst aufgeben müsse. Auch die Veilchen waren abgeblüht, deren Verkauf eine Zeitlang etwas Verdienst geschaffen. Was sollte nun werden? Sollte sie die kleine Liese betteln schicken oder selbst betteln? Das war ein schrecklicher Gedanke für die alte Frau, die sich bisher so redlich ernährt hatte.

„Höre, Liese," sagte sie eines Abends zu dem kleinen Mädchen, „mit dem Waschen geht's gar nicht mehr, was fangen wir nun an? Ich möchte gern einen Grünzeughandel beginnen, dabei könntest du mir auch helfen. Aber es fehlen mir einige Thaler für den Anfang. Woher sollte ich sie nehmen?"

„Ach, Großmutter," sagte Liese, „wir wollen auch den lieben Gott recht bitten, daß er sie uns schickt, nicht wahr?"

„Woher denn?" fragte die alte Frau ärgerlich. „Glaubst du denn, Geld kann vom Himmel fallen? Da irrst du dich, Geld ist rar."

„Aber mein Spatz ist auch vom Himmel gefallen," sagte Liese.

Da fing der Vogel, der in seinem Bauer am offenen Fenster stand, auf einmal an zu singen, so zart und lieblich, wie noch nie zuvor. Großmutter und Enkelin hörten ganz erstaunt

zu und schwiegen. Über ihnen im Parterre des Hauses wohnte ein alter Herr, der ein großer Vogelfreund war und viele Vögel in Käfigen hielt. Der sah gerade aus dem Fenster, bog sich ganz weit heraus und hörte auch dem Gesang des Vögelchens zu.

Am nächsten Morgen, als Liese in der Schule war, stieg er in den Keller hinunter und klopfte an die Thür der alten Frau. Diese war ganz erstaunt über den Besuch und fragte mit einem tiefen Knix, was der gnädige Herr wünsche.

„Sie haben ein Vögelchen, welches ich gern kaufen möchte," sagte er, „wenn es zu verkaufen ist."

„Der Spatz!" rief die Alte, „der gehört der Liese und ist des Kindes einzige Freude;" denn so nötig sie ein paar Groschen brauchte, so wollte sie Liese doch nicht ihres Lieblings berauben.

„Ein Spatz ist es nicht, sondern eine Nachtigall," fuhr der alte Herr fort, „und ich würde das Tierchen gut bezahlen."

„Eine Nachtigall," rief die Großmutter, „ja, darum singt er auch so schön!"

„Nun," begann der alte Herr, indem er an den Käfig trat und den Vogel betrachtete, „ich gebe vier Thaler dafür, wenn Liese will, soll sie mir ihn bringen."

„Vier Thaler!" schrie die alte Frau auf und sank vor frohem Schreck auf einen Stuhl nieder. „J, du meine Güte, da hätte ja gleich der liebe Gott geholfen! O, du heilige Einfalt! Wer hätte auch glauben können, daß uns wirklich mit dem Vögelchen so viel Geld vom Himmel herabgefallen wäre!"

Liese gab ihren Vogel, den Spatz, der zur Nachtigall geworden, wohl etwas betrübt, aber doch gern her, um der Großmutter zu helfen. Sie hörte auch seinen wunderschönen Gesang jeden Abend noch, da er am offenen Fenster über ihrem Stübchen seinen Platz hatte.

Für die vier Thaler konnte die Großmutter einen Handel mit Grünzeug anfangen, wobei ihr Liese gut zur Hand war; sie hatte schon mit den Veilchensträußen etwas vom Handel

gelernt. Die alte Frau stellte ihre Gemüsekörbe im Flur des Hauses auf, in welchem sie wohnte; da kauften bald alle Hausfrauen und Köchinnen der Nachbarschaft bei ihr und sie hatte auf diese Weise einen guten Erwerb, bei welchem sie ihre gichtkranken Hände nicht anzustrengen brauchte.

Wenn sie so still hinter ihrer Grünzeugware saß und darüber nachdachte, wie wunderbar ihr aus der Not geholfen worden war, da sagte sie für sich: „Ja, ja, wenn es der liebe Herrgott will, so kann er selbst machen, daß Geld vom Himmel herabfällt."

# Die Vogelscheuche.

Auf dem Kirschbaum vorm Hause reiften die Kirschen; darüber freuten sich die Kinder und die Spatzen. Die Kinder standen unter dem lieben alten Baum und guckten in die Höhe, ob die roten Röckchen der zahllosen Früchte sich nicht bald in der lieben Sonne schwarz färben wollten; doch die Spatzen lärmten und flatterten im Wipfel, hackten mit ihren spitzen Schnäbeln in die halbreifen Früchte, so daß diese, noch ungenießbar, herabfielen.

Der Vater hatte weiße Zeugstreifen an einige Äste des Baumes befestigt, damit die naschhaften Vögel vor den im Winde flatternden Fähnchen davonfliegen sollten. Doch damit hatte er sich verrechnet; die frechen Diebe fürchteten sich nicht im geringsten vor den Fetzen und hackten ihnen zum Trotz die Kirschen, die darunter und daneben hingen, am liebsten an. Nun saß der Vater eben drinnen in der Stube, mit Holz und Messer beschäftigt. Er schnitzte aus dem Holze eine Vogelscheuche, die fast aussah wie ein kleiner Mann, dessen Arme Windmühlenflügeln glichen, die im Winde klappernd, den Spatzen den

Kirschenappetit vertreiben sollten. Als ob sie ahnten, was drinnen geschah, lärmten und schimpften sie desto toller im Kirschbaum. Hinter der Fensterscheibe in der Stube saß der zahme Star, der bald die allmählich entstehende Vogelscheuche, bald die Spatzen im Kirschbaum nachdenklich betrachtete.

„Spitzbube! So geht's!" sagte er von Zeit zu Zeit.

Als die Vogelscheuche fertig war, wurde sie mit roter Farbe angestrichen, und die Kinder lachten, als sie dieselbe sahen, und sagten: „Nun sollen uns die Spatzen wohl unsere Kirschen hängen lassen!"

Der Star sagte: „Spitzbube! So geht's!" denn weiter konnte er nichts sagen.

Die Vogelscheuche wurde an eine lange Stange befestigt und diese mit der Spitze neben dem Stamm des Kirschbaumes in die Erde gesteckt, so daß der rote Mann oben am Wipfel herausschaute. Gleich kam auch ein Windstoß und faßte die Flügelarme der Vogelscheuche; diese fingen zu klappern an und hui! da flogen die Spatzen davon, so schnell sie nur fliegen konnten.

Sie saßen von ferne auf der Dachrinne des Hauses oder auf den andern Bäumen und berieten sich, was sie angesichts dieses schrecklichen Ereignisses wohl am besten thun sollten.

Was sie einander auch raten mochten, keiner hatte den Mut, neben dem klappernden roten Mann noch nach einer Kirsche zu hacken.

Einige Tage vergingen. Die Kirschen hatten nun Ruhe, im warmen Sonnenschein zu reifen. Es that ihnen kein Spatzenschnabel mehr wehe.

Es war der herrlichste Sommertag. Niemand mochte in der Stube bleiben. Die Kinder spielten auf der Wiese, Vater und Mutter waren im Garten beschäftigt. Nur der Star saß allein auf dem Fensterbrett und sah nachdenklich und ernst durch die Scheibe in den sonnigen Tag hinaus.

„Was so ein gefangener Star doch für ein langweiliges Leben führt gegen das mutwillige Spatzenvolk da draußen," mochte er denken. „Das fliegt und ist lustig und guter Dinge, und ich hocke den lieben, langen Sommer so zwischen den engen vier Wänden."

Er schlug mit den Flügeln und probierte, ob sie nicht schon ganz steif geworden wären. Früher waren sie beschnitten gewesen, doch nun waren die Schwungfedern schon wieder gewachsen, denn niemand traute dem alten treuen Hans mehr zu, daß er noch ans Ausreißen denken könnte.

Jetzt versucht er mit dem spitzen Schnabel, ob das geschlossene Fenster auch ganz fest sei. Nein, es bildet sich gleich eine Spalte zwischen Fensterflügel und Fensterkreuz. Vielleicht hat eins der Kinder es nicht fest geschlossen, als es zuletzt hinausgeguckt hat. Es schiebt sich immer weiter auf und der Starmatz steht plötzlich im geöffneten Fenster. Er hebt und senkt die Flügel auf und ab und — wer hätte das gedacht — fort fliegt er und gerade in den Wipfel des Kirschbaumes hinein. Er fürchtet sich gar nicht vor dem roten Klappermann wie die einfältigen Spatzen. Der ist ja im Gegenteil ein alter Bekannter von ihm, er hat ihn wachsen sehen aus rohen Holzstücken, und um ihm zu beweisen, daß ihm sein roter, dicker Kopf und sein Geklapper auch nicht den geringsten Schrecken einflößt, so setzt er sich recht keck und breit gerade auf den Kopf desselben.

„Was," dachten da die Spatzen, die ringsum in der Nähe des Kirschbaumes umherstrichen, ohne sich heran zu wagen, „sitzt da einer ganz rühig und sicher dem Ding auf dem Kopfe, ohne daß es ihm etwas zuleide thut, so wird es uns ja wohl auch nicht fressen." Einer, der den meisten Mut hatte, flog zuerst wieder auf den Kirschbaumwipfel zu und, um den andern zu zeigen, daß er ein rechter Held sei, setzte er sich ganz dreist neben den Star, gerade auf die Nase der Vogelscheuche.

Hui! da kam noch einer und noch einer, die sich ein Herz

gefaßt; endlich summte der ganze Schwarm um den guten alten Baum her und alle hackten und pickten, wie um sich für die lange Entbehrung schadlos zu halten, in die schönen Kirschen ein. Und das schwirrte und zwitscherte, daß man das Klappern der Vogelscheuche beinahe nicht mehr hören konnte.

Vater und Mutter hatten ihre Arbeit im Garten beendet; aus dem Schornstein des Hauses stieg aufwirbelnd ein blaues Rauchwölkchen, welches das Kochen der Abendsuppe verkündete. Die Kinder kamen von der Wiese, noch erhitzt vom Spiel, und sie gingen mit den Eltern dem Hause zu.

„Das war ein schöner, warmer Tag," sagte der Vater. „Alles reift, wächst und blüht. Nun wird es auch bald die ersten Kirschen geben. Wie gut ist es doch, daß unsere wackere Vogelscheuche die naschhaften Sperlinge jetzt vom Kirschbaum fern hält. Keiner von den Spitzbuben kommt ihm mehr zu nahe."

Nun hörte man die Vogelscheuche lustig klappern. Ein frischer Wind hatte sich erhoben, der die Flügel der Kirschklapper heftig drehte.

„Aber was ist denn das? Der ganze Baum sitzt wieder voll Spatzen, die sich bei ihrem Schmause nicht im geringsten durch den roten Klappermann stören lassen. Nein, das ist doch zu toll!" rief der Vater. „Ich habe euch lange genug geschont, doch nun soll es euch schlimm ergehen, denn Strafe muß sein, Spitzbuben ihr!"

„Spitzbube," klang es wie ein Echo aus dem Baumwipfel herunter, doch man konnte es vor lauter Zwitschern und Klappern nicht hören.

Der Vater ging ins Haus, holte seine Vogelflinte, lud sie mit Vogelschrot und trat dann in die Nähe des Kirschbaumes, zielte in den Wipfel, dann gab es einen Knall, ein Flattern, Schreien, und dann flog etwas aus den Ästen des Baumes herunter ins Gras.

„Ja, so geht es den Näschern, die sich nicht wollen warnen

lassen," sagte der Vater, legte die Flinte weg und bückte sich unter den Kirschbaum.

Zwei Spatzen waren getroffen, und lagen tot im Grase, doch dabei lag noch ein anderer, größerer Vogel, der von einem Schrotkorn getroffen, aber nicht tot war, sondern heftig mit dem einen Flügel schlug, während der andere blutete.

„Was bist denn du für ein Bursche, der unter die Näscher geraten ist?" fragte der Vater und griff nach dem flügellahmen Vogel.

„Spitzbube! So geht's!" rief der Vogel kläglich und ließ den lahmen Flügel hängen.

„Was, Hans? Unser alter Starmatz? Wie kommst denn du unter die Spatzen?" fragte der Vater, nahm traurig den Vogel in die Hand, und alle Kinder und die Mutter standen im Kreise um ihn und machten verwunderte Gesichter.

Der Starmatz konnte nicht erzählen, wie es gekommen, daß er nicht nur unter die Spitzbuben geraten war, sondern auch noch denselben ein schlechtes Beispiel gegeben hatte. Er sagte nur noch einmal recht wehmütig: „Spitzbube! So geht's!"

Damit hatte er auch eigentlich alles gesagt, was er zu sagen hatte. Es war ihm ergangen, wie es allen ergeht, welche thun, was sie nicht sollen und dürfen. Er hatte seine Strafe bekommen.

Starmatz ward verbunden, seine Flügelfedern wurden beschnitten, und dann hockte er wieder auf dem Fensterbrett, seinem alten Sitz, und sah ernst und bedenklich in den blauen Tag hinaus. Er konnte sich eigentlich gar nicht recht denken, wie es ihm, einem so ehrsamen, bedächtigen Starmatz hatte in den Sinn kommen können, sich mit solchem Gesindel, wie Vogelscheuchen und Spatzen, abzugeben.

# Das Sandpferd.

(Mit Buntbild.)

Ich kannte einst ein kleines Mädchen, das hieß Else, eigentlich Elsfriede, und war gar ein wildes Ding.

Else hatte ein Paar lustig blitzende Augen, einen roten, lachenden Mund und eine Unmasse von hellblondem Haar.

Ja dieses Haar, so goldfarbig es auch schimmerte, es war für Else die Quelle vielen thränenreichen, kindischen Leides. Es war ein widerspenstiges, trotziges, eigensinniges Haar, welches von dem Kopfe der kleinen wilden Else hing.

Mochte es früh am Morgen noch so glatt und eben unter den Händen der Mutter hervorgehen, gar bald empörte es sich gegen das Regiment der Bürste und des Kammes, bald lösten sich die seidenen Bänder, welche die Enden der kurzen, dicken Flechten zusammenhielten, dann flatterten die blonden, losen Strähnen über Elsens Nacken, und an der Stirn, gerade über den lustigen Augen, da hing ein Büschel kurzer Haare herab, der wollte nimmer und nimmer wachsen, nimmer bis an die Ohren und in die Zöpfe hineinreichen. O, es war ein Ärger für Else!

Da steht sie nun am Fenster die kleine, schlanke Gestalt. Sie hat mit ihrem Bruder gespielt und sie war so glücklich; denn ihren Bruder liebte sie ganz unbeschreiblich. Nun ist ihr Kleid zerknittert, ihre Wangen glühen und ihre Haare sind rebellischer denn je.

Karl sieht noch eben so sauber und glatt aus, wie am Morgen; es ist sonderbar, und doch hat er gespielt und ist gesprungen wie Else!

Aber deshalb liebt ihn auch Tante Sophie so und streichelt sein Haar und stellt ihn immer und immer wieder seiner

Schwester zum Muster vor. Else ist zwar nicht neidisch auf das Lob der Tante Sophie, und Karl ist auch nicht stolz darauf; er hat zu viel angeborenes Gerechtigkeitsgefühl, als daß er sich seiner glatten Haare wegen für besser als die lustige Else gehalten hätte.

Eben kam der Sandkarren die Straße heraufgefahren. Er fuhr jede Woche einmal diesen Weg. Der alte Mann schwang die Peitsche und hielt das Pferd am Zügel, und der Junge schrie: „Sand! Sand!"

Dann kamen die Leute aus den Thüren und brachten Kübel und Eimer. Der Karren hielt still, der Junge füllte die Gefäße mit dem weißen Sande, und der alte Mann steckte das Geld in die Tasche.

Nun hielt der Karren unten, die Kinder aber standen am Fenster und sahen hinab.

Das Pferd, welches den Karren zog, hing den Kopf und machte ein trauriges Gesicht. Es war ein altes, steifes, lebensmüdes Tier, eine klägliche Pferdegestalt. Durch sein rauhes Fell sah man die Knochen abgedrückt und auf seinem Nacken hing eine struppige, fuchsige Mähne. Ein Büschel davon fiel zwischen den Ohren über das Gesicht und auf die trübseligen Augen hinab.

Karl fing plötzlich an zu lachen, als er das Sandpferd betrachtete, er lachte über den Haarbüschel auf der Stirn desselben und dann drehte er sich lachend herum, zupfte Elfriede an ihren blonden Haaren und rief: „Sandpferd!"

Das Mädchen sah nun auch das Pferd an, und wie sie den Haarbüschel sah, lachte sie laut auf, aber im Lachen kamen auch schon Thränen; denn der Gedanke an diese Haare auf der Stirn war der verletzbarste Punkt in ihrem Herzen. Wie viel Schelte hatte sie schon deshalb bekommen! Wie oft hatte Tante Sophie mit bittern Worten über diese wirren Haare Else in ihren lustigsten Stunden gestört, die, wie oft, wie hunderttausendmal sie Else zurückgestrichen hatte, eben so oft wiedergekommen waren. Ja, es war eine wunde Stelle in Elsens Gemüt.

Und nun dieser Spott und Karls lachendes Gesicht und die erschreckliche Ähnlichkeit.

Else fürchtete nichts so sehr als einen Spottnamen. Es ist auch etwas ganz Unausstehliches um einen Spottnamen. Wie manches Leben hat so ein Spottname nicht schon verbittert! Er taucht auf, von ungefähr, man weiß oft selbst nicht, wo er herkommt, und dann hängt er sich klettenartig fest, er weicht und wankt nicht trotz Rüttelns und Schüttelns, und der unglückliche Besitzer muß ihn als schlimme Last mittragen, oft durchs ganze Leben.

Ja, es war ein ganz schlechter Witz von Karl! Else machte nie solche Witze über Karl, sie hatte ihn viel zu lieb. Sie ahnte etwas von kommendem Leide, als sie Karl davonspringen sah; denn sie kannte Karls Schwäche, wie er eitel war auf einen guten Witz, den er gemacht hatte.

„O, Karl!" rief Else ihm nach, und dabei strich sie hastig die feinen blonden Härchen zurück. „O, Karl", wollte sie sagen, „weißt du denn nicht, daß du mir weh thnst, und ich hab' dich doch so lieb!"

Aber das hörte Karl nicht, und Else stand am Fenster mit großen Tropfen in ihren hellen Augen.

Da fuhr der Sandkarren weiter, die Hufe des Pferdes klapperten so müde auf dem Pflaster und die Räder rasselten; der alte Mann schwang die Peitsche, und der Junge schrie: „Sand! Sand!"

Karl hatte aber geplaudert und alle hatten dazu gelacht, denn alle kannten Elfriedens Haarwuchs. Die Mutter lachte und auch die Tante lachte mit ihrem sauern Gesicht.

Und nun war es geschehen, die kleine Else hatte einen Spottnamen bekommen, und wie sie sich schüttelte, sie konnte ihn nicht los werden; der garstige Name hing sich wie ein böser Kobold an die lustige Else.

Ängstlicher wie sonst strich sie nun ihre blonden Haare zurück, nnd nannte jemand das häßliche Wort, so fuhr eine Röte über

ihr Gesichtchen bis hinauf an die bösen goldenen Haare. Und Else verbiß das Weinen, so heiß auch die Thränen in die hellen Augen drangen. Und konnte sie die Thränen nicht zurückhalten, so eilte sie hinaus und hielt ihr Schürzchen vor die strömenden Augen und schluchzte darunter.

Die Mutter fand Elfriede einst weinend am Treppengeländer stehen und nahm das kleine schluchzende Ding in ihren Arm und fragte sie, warum sie weine.

„Ach, liebe Mama!“ rief Elfe, „ach, warum spottet Karl so und thut mir so weh, und ich habe ihn doch so sehr lieb?“

Von der Zeit an klang der Spottname nur selten noch an Elsens Ohr. Aber verschollen war er deshalb noch nicht, er kauerte und lauerte gar oft in Karls Mundwinkeln, die sich spöttisch verzogen, wenn die widerspenstigen Haare beim Spielen über die weiße Stirn der wilden Elfe flogen oder wenn der Karren mit dem häßlichen Pferde durch die Straße fuhr. Da huschte wohl auch das „Sandpferd“ leise über Karls Lippen, von einem kurzen Lachen begleitet; er wagte nicht laut das verbotene Wort, welches seiner kleinen blonden Schwester so weh that, auszusprechen aus Furcht vor der Mutter, die es ihm streng verboten hatte; aber das Spotten konnte er drum nicht lassen. Und Elfe hatte das leise, heimliche Wort gehört und sie ging dann vom Spiele fort und weinte.

Aber sie klagte der Mutter nichts davon, weil sie wußte, daß Karl Strafe bekäme.

Tante Sophie war verreist gewesen und die Kinder waren nicht böse über die Abwesenheit der Tante; denn sie kam und ging selten durch das Haus ihrer Verwandten, ohne mit ihren herben Worten jemand weh gethan zu haben. Nun war sie aber zurückgekehrt von ihrer Reise und kam, um das Versäumte nachzuholen, gleich am ersten Tage zu ihrer Schwägerin, welche sie mit dem Besten bewirtete, was sie eben hatte.

Da saß sie nun in ihrer Würde, mit der großen Haube und der Brille und dem Strickstrumpfe. Da saß sie, als die

beiden Geschwister aus dem Garten kamen, Karl sauber und glatt, und Else mit wildem Haar und roten Backen, und beide so hungrig.

Die Kinder prallten erschrocken zurück, als sie die Tante sahen, die ihre Brille hinabschob und die hellgrauen Augen auf die Kinder richtete. Das erste, was sie sah, waren Elsens Haare, und da lachte sie auch schon mit ihrem sauersten Lachen. „Richtig!" rief sie, „unser Sandpferd mit der struppigen Mähne!"

Und sie lachte, und da die Tante lachte, so lachte Karl mit und um seinen Mund zuckte der häßliche Spott.

Die Mutter drohte Karl mit dem Finger und machte ein finsteres Gesicht. Aber da war auch Else schon zur Thür hinaus, feuerrot im Gesicht und die Augen voll aufspringender Thränen.

Sie rannte fort, hinunter in den Garten, weit fort; am Kirschbaum lehnte noch die Leiter, wo gestern die Kirschen gepflückt worden waren, sie stieg die Leiter hinauf, bis in die Wipfel hinauf; dort setzte sie sich hin und nun brach ihr schluchzendes Leid gewaltsam aus dem kleinen armen Herzen.

Und nun, nein, nun liebte sie Karl nicht mehr, kein bißchen mehr und nie, nie in ihrem Leben wollte sie ihn wieder lieben.

Sie griff in ihre Tasche, um ihr Taschentuch zu holen, aber da fuhr sie zurück, sie stach sich in die Finger. Richtig, da steckte ja ihre Schere noch, die sie aus der Nähstunde mit nach Hause gebracht hatte. Ein plötzlicher Gedanke kam ihr, ihre Thränen hörten auf zu fließen, ihr kleiner roter Mund zog sich trotzig zusammen.

„Richtig, so hat alles Leid und aller Spott ein Ende!"

Nur ein paar Augenblicke bedachte sie sich und hielt die kleine blanke Schere zwischen den Fingern. Dann klang ein leiser Ton und da flogen sie herunter über ihr helles Kleid, über die Zweige, über die Leiter auf den Kies unten. Da flog das blonde Gewirr, das der kleinen Else so viel Leid gebracht, in die Lüfte. Drei, vier, fünf Schnitte, nun war es genug!

O, wie atmete das kleine Mädchen auf, so leicht, so frei; sie schüttelte wild den Kopf, aber nichts flog ihr mehr um die Stirn und die Ohren. O, das war ein seliges Gefühl. Nun sollte er nur kommen, der alte Sandgaul, sie hatte nichts mehr gemein mit ihm.

„Else, Else, Elfe!“ rief es da durch den Garten, und das kleine Mädchen erkannte Karls Stimme. Zum erstenmal fuhr ein leiser Schreck durch ihr Herz. Sie saß mäuschenstill in ihrem Wipfel und steckte die Schere in ihre Tasche.

„Else, Else!“ rief es wieder und nun konnte sie ihren Bruder schon sehen, er kam gerade auf den Kirschbaum zu. Aber er sollte sie nicht finden, sie rührte sich nicht. Nein, sie hatte Karl nicht mehr lieb, dachte sie für sich. „Nun mag er spotten und lachen über mich, wenn er will, der böse Junge!“

Jetzt stand Karl unter dem Kirschbaume, aber er sah nicht hinauf; eben wollte er weiter gehen. Da plötzlich bückte er sich nieder; was lag da auf dem Kies? Ein Büschel blonder Haare! Noch einer, auf der Leiter hing noch ein dritter. Karl erschrak, er erkannte Elsens blonde Mähne.

Nun sah er in die Höhe. Da oben schimmerte das helle Kleid. „Elfe! Else!“ Sie rührte sich nicht.

Da stieg er hinauf, Sprosse um Sprosse. Elfens Herz klopfte. Sie griff an ihren Kopf. Nun war er oben, er sah sie sitzen. Ach, wie sah die arme Else aus.

Einige Sekunden sah Karl starr und sprachlos auf den Kopf seiner Schwester, dann flog der Spott um seinen Mund und es gellte ein schmetterndes, schallendes Gelächter von seinen Lippen. „Sandpferd, o Sandpferd, was wird die Tante sagen!“

Ein furchtbares Gefühl ergriff Elfriedens Herz, es packte sie wie ein Schwindel, wie ein Krampf.

„Komm herab!“ rief Karl und streckte lachend den Arm nach seiner Schwester. Aber Else preßte einen Schrei hervor und mit ihrer ganzen Kraft stieß sie zornig Karls Arm zurück.

Karl taumelte, die Leiter schwankte und mit einem gellenden Schmerzensschrei lag er unten im Sande.

„Mein Arm!“ wimmerte Karl, „er ist zerbrochen!“

Else sprang herunter, ihr Zorn war verraucht. — Aber, o Entsetzen! Dort kam die Tante den Weg herauf.

„Fort! fort!“ rief's in Elfriedens Herz. „Fort! fort!“

Sie drehte sich um und rannte davon, Karls Wimmern schallte hinter ihr drein.

Ach, wie war ihr elend geworden!

Eine ungeheure Angst trieb sie fort. Ach, was hatte sie gethan! Sie stand am Gartenzaun, Springen und Klettern war ihr leicht, so schwang sie sich hinüber und lief weiter, weiter.

Die Straße, welche nur von Gärten auf beiden Seiten begrenzt wurde, war einsam und still. Wenige Leute begegneten der armen Else auf ihrer Flucht. Diese sahen wohl das Kind verwundert an mit seinem verstutzten Haar, das struppiger und wirrer aussah, denn je, mit den glühenden Backen und dem fliegenden Atem. Aber niemand sprach es an, hielt es auf, niemand verfolgte es.

So rannte sie weiter und weiter, die Gärten hörten auf und die frische Feldluft wehte Elfrieden entgegen. Nun war sie vor der Stadt, vor ihr wogten unabsehbar die reifenden Felder. Eine Furcht überschlich ihr Herz, es schien ihr, als verließe sie nun das feste Land und fliehe in die weite, uferlose See hinaus.

Aber Else stand nicht still; immer war es ihr, als sähe sie die Tante hinter sich stehen mit zornigem Gesicht; sie dachte an eine ganz entsetzliche Strafe, die ihrer harre, wenn sie je wieder heim käme. Und so rannte sie weiter und immer weiter. Sie kannte die Wege nicht mehr und wußte nicht, wohin sie führten. Plötzlich drehte sie sich um, es war ihr immer, als müßte jemand hinter ihr dreinkommen, um sie einzufangen; und richtig, da ganz hinten kam, eiligen Laufes, eine dunkle Gestalt, sie konnte nicht erkennen, wer es sei, aber sie fühlte genau, daß es

irgend jemand sein müsse, den man von Hause geschickt habe, um sie zu sucheu und heimzubringen.

Ihre Kräfte ließen nach, sie hörte die klappernden Fußtritte näher kommen; da bog der Weg um eine Ecke, eben da sah sie einen schmalen, grünen Rain zwischen zwei Kornfeldern hinlaufen. Rasch setzte sie über den Graben, der sie von den Feldern trennte, lief den Rain entlang und sprang dann mitten durch die Halme, um sich ihrem Verfolger zu entziehen.

Die Halme bargen sie gut, sie ragten weit über ihre kleine Gestalt hinweg, und als sie eine gute Strecke durch das Feld gelaufen, kauerte sie sich erschöpft und pustend, wie ein gescheuchtes Rebhuhn in die Ackerfurche nieder.

Sie horchte mit angehaltenem Atem, aber alles blieb still. Nur die Grillen zirpten laut rings um sie her und ein leiser Wind strich über das Feld, so daß die Ähren ihre stacheligen Kronen mit einem summenden Geräusch aneinander rieben.

Die arme Else saß lange zwischen den Ähren; sie war noch immer hungrig, noch viel hungriger als da, wo sie mit Karl in die Stube trat und Tante Sophie fand.

Was sollte sie nun essen und wo sollte sie schlafen? Der Gedanke umzukehren kam ihr zum erstenmal in den Sinn, wüßte sie nur, daß die Tante fortgegangen und die Mutter allein wäre. Die Mutter war ja so gut und mild, und auch der Vater war so gerecht, wenn auch streng. Aber die Tante saß ganz gewiß an Karls Bett, sie hatte die Brille auf der Nase und strickte; und im Bett lag Karl mit dem zerbrochenen Arm. Ein zerbrochener Arm! Wie das entsetzlich klingt! und zerbrochen durch sie! — Nein, umkehren konnte sie nicht! —

Die Dämmerung kam ganz leise, wie ein blauer Schleier über die stille Flur. Es war ein köstlicher Juliabend. Else wollte aufstehen und weiter fliehen, aber nun fühlte sie erst, wie müde sie war; ihre Beinchen knickten zusammen und sie kauerte sich wieder in ihr grünes Nest zusammen. Sie wickelte ihre Arme in ihr Schürzchen und starrte wie träumend vor sich hin.

Die feinen, gelbgrünen Halme standen in unabsehbaren Massen vor ihr, immer einer an dem andern, sie sah so lange hin, bis es vor ihren Augen flimmerte, bis die Stengel ineinander flossen, in eine einzige, schillernde, grüne, rauschende Flut, wie lauter Wasserwellen. Erschrocken sah sie weg, sie fürchtete sich vor den Halmen, die vor ihren Augen zu Wasser wurden, sie blickte starr, unverwandt vor sich auf den Boden. Da stand eine schöne, rote Blume, eine Klatschrose. Die Blume erschien ihr auf einmal wie etwas Liebes, Verwandtes; wie oft hatte sie Klatschrosen mit Karl gepflückt. —

Ach ja, mit Karl!

An dem Stengel der Blume kroch ein kleiner Käfer empor, wie zierlich und gewandt setzte er seine Füßchen. Es war ein Marienkäferchen, rot mit schwarzen Punkten. Gewiß wollte er zu der schönen Blume emporsteigen, um darin zu schlafen.

An der Mitte des Stengels stieß der Käfer plötzlich mit seinen kleinen Füßen an irgend etwas. Er verlor das Gleichgewicht und stürzte herunter. Gerade so wie Karl vom Kirschbaum!

Elfe bückte sich und sah das Tierchen auf dem Rücken liegen. Hatte es auch ein Beinchen zerbrochen? — Ein schwellendes, gurgelndes Gefühl arbeitete in Elfens Brust und plötzlich brach das Weinen mit krampfhafter Gewalt aus. Zum erstenmal kamen ihr die Thränen, seit sie ihren Bruder Karl von der Leiter gestoßen.

Als sie sich ein wenig satt geweint, sah sie nach dem Käfer, da lag er noch immer zappelnd und hilflos. Sie strich die Thränen, die sie am Sehen hinderten, aus den Augen, nahm ein Hälmchen und hielt es dem Tierchen hin. Es klammerte sich daran fest, und Elfe nahm das Hälmchen samt dem Käfer und legte es leise in den roten Blumenkelch.

Dann bog sie sich darüber, lauschend mit angehaltenem Atem. Eine milde Freude zog durch ihr armes kleines Herz. Das Tierchen war ganz gewiß froh, daß es in dem schönen

roten Blumenhause war und dankte der unsichtbaren Macht, die es so plötzlich und mühelos hineingesetzt. Wie es so wohlgefällig zwischen den Staubfäden umhersteigt, gewiß sucht es sich den schönsten Platz zum Schlafen aus!

Elfe fühlte sich plötzlich so froh und leicht, es war ihr, als hätte sie etwas Großes gethan. Ach, der liebe Gott hatte es gewiß auch gesehen, daß sie dem armen Käfer geholfen hatte und war jetzt vielleicht nicht mehr so böse, nicht mehr so sehr böse.

Sie faltete ihre Händchen und betete. Sie machte ihre hellen Augen zu, und da kam der Abendwind gezogen und küßte sie auf die Stirn und die Feldblumendüfte fächelten leise und lieblich. Und da kam ein Stern hoch oben aus der mächtigen Bläue und noch einer, und sie sahen das kleine schlafende Kind mit seinem kleinen schlafenden Herzweh und gaben acht, daß ihm kein Leid geschah.

Mitten in der Nacht erwachte Elfe aus unruhigen Träumen; sie fuhr erschrocken auf. Ach, wo war sie denn? Was hatte sie denn gethan? —

Nachttau lag auf ihrem dünuen Kleidchen, und alle Glieder thaten ihr weh.

Und da oben waren die Sterne, so viel Sterne, und sie war ganz allein. Was mochte wohl jetzt Karl machen? Wie weh mußte ihm sein zerbrochener Arm thun? Viel weher als ihre Füße, die doch nur vom Laufen und dem Zusammenkauern so schmerzten.

Sie stand auf und ging durch die Halme zurück und über den Rain und dann kam sie an den Graben. Aber sie konnte nicht hinüberspringen wie gestern; die Beine thaten ihr zu weh, sie mußte hinuntersteigen, über das schmale Wasser schreiten und drüben dann hinaufklimmen.

Nun stand sie auf der Landstraße. Da ging es hinaus in die Welt, und da ging es zu den Häusern zurück und zu ihren Eltern und zu Karl. Ob ihre Eltern wohl in Sorge um sie waren?

Sie wollte erst weiterfliehen, aber eine gewaltige Sehnsucht zog sie fast unwillkürlich den Weg zurück, den sie am Nachmittag gekommen. Wenn sie nur das liebe Haus noch einmal sehen könnte, wo ihre Eltern und wo Karl wohnte, nur ganz von fern, dann wollte sie umkehren, ja, und wieder in die Welt laufen.

So ging sie die Landstraße hin, ganz allein durch die Nacht und sie bog dann in die Gasse ein, wo die Gärten lagen mit ihren dunkeln Bäumen, mit den langen Mauern und den schlafenden Blumen.

Ach hier zwischen den Gärten war sie nicht halb so furchtsam mehr, als da draußen zwischen den weiten Feldern.

Wie es so schön duftete nach Reseda und Monatsrosen!

Dort war der bekannte Gartenzaun, den sie gestern so leicht überkletterte. Sollte sie denn hinüber? Da drüben war alles, was sie so nötig brauchte, da war ihr Bett, nach dem sich ihr müder Körper so sehnte, da war Nahrung für sie, da war — vielleicht — auch Vergebung für ihr armes, pochendes Herz.

Es ward ihr schwer, über den Zaun zu klimmen, aber nun war sie drüben, sie stand im Garten, und dort lehnte auch die Leiter noch am Kirschbaum. Dort hatte Karl gelegen mit dem zerbrochenen Arm. Kann man auch sterben an einem zerbrochenen Arm? Vielleicht war Karl tot! — Wie das alles so schauervoll aussah in der Nacht, alle Bäume so schattenhaft und die Blumen so schwarz.

Sie ging langsam durch den Garten bis an das Haus. Nun pochte ihr Herz, als ob es zerspringen wollte. Da oben brannte ein Licht, ein trübes, trauriges Licht, das brannte in der Schlafkammer an Karls Bett.

Ach, nur einen einzigen Augenblick wollte sie ihn sehen, nur *einen* Augenblick!

Ach, könnte sie am Weinspalier hinaufsteigen und ins Fenster gucken! In der Nebenstube stand ein Fenster offen, — ein

windschneller Gedanke flog durch ihren Kopf — sie rannte wieder zurück zum Kirschbaum, dort holte sie die Leiter, schleppte diese mühsam durch den Kiesweg bis ans Haus und lehnte sie dann an die Mauer; und siehe da, sie reichte gerade bis an das offene Fenster hinan. Die wilde Else war nicht scheu und ängstlich, bald stand sie droben, nur ein kühner Schritt — freilich konnte sie hinabstürzen, der Schritt war gefährlich; aber die Sterne standen immer noch droben und gaben acht, oder hoben sie Englein über die schmalen Sprossen hinein in die Stube, in die liebe, trauliche Stube! Nun stand sie drinnen. Die Thür war angelehnt und ein schmaler Lichtstreifen fiel durch die Ritze von dem blassen Nachtlicht aus der Schlafstube herein. Leise, leise zog sie die Thür zurück. —

Ja, da stand das Nachtlicht an Karls Bett, da lag Karl in seinem Bett und über der Decke lag sein Arm, sein zerbrochener Arm, steif ausgestreckt und mit weißen Tüchern umwickelt. Er lag so still, so ganz still, gewiß schlief er fest. Ach, sie konnte sich nicht helfen, keine Gewalt der Erde konnte sie jetzt halten — sie kam näher, immer näher. Sie preßte ihre Hand auf den Mund, um ihr Schluchzen zurückzudrängen in die klopfende Brust. Nun aber klang ein Schrei durch die stille Stube, ein freudiger, gellender Schrei, aber er kam nicht von Elsens Mund, er klang vom Bett her.

„Else, Else! liebe, liebe Else!“ und da antwortete ein anderer Freudenschrei und Else stürzte sich über das Bett und sie umklammerte die geliebte Gestalt in stürmischer Hast, sie küßte sein Gesicht, seinen Hals, seine Hand, ach, nur die eine Hand, die andere lag bewegungslos auf der Decke.

Und sie jauchzten beide dabei, mit leisem, halberstickte̍m Jauchzen: „Ach, Else, bist du nicht mehr böse?“ — „Ach nein, lieber, liebster Karl, ich war nicht böse, ist denn dein Arm sehr schlimm?“ — „Ach ja, sehr schlimm“, seufzte Karl, „aber du bist nicht schuld, ich allein bin an allem schuld durch meinen bösen Spott. Ach, vergieb mir, liebe Else, ich will nie wieder

spotten!" — „O, sei still, Karl! Ich weiß wohl, daß du es niemals böse gemeint hast, aber ich war so zornig und stieß dich im Zorn von der Leiter!"

„Wo warst du denn die lange Zeit?" fragte Karl, „wir waren sehr in Angst um dich, wir ließen dich suchen überall, überall, und die Mutter schalt auf mich, daß ich dich gereizt, und mein Arm that so, so weh!"

„Ich war fortgelaufen!" schluchzte Else, „in die Felder hinaus, da war es so still und schauerlich und die Sterne schienen, aber da dachte ich an dich, und ich dachte, du könntest tot sein und ich wollte dich noch einmal sehen."

Ein warmer Kuß brannte auf Elsens Stirn und zwei liebe Arme hielten sie umschlossen. Die Mutter konnte nicht zürnen, sie war so mild und gut. Sie küßte ihre wilde Else. Die Kinder waren ja beide schon so schwer bestraft.

# Der Traum.

Eine Sage aus Thüringen.

In einem Dörfchen in der Nähe von Saalfeld in Thüringen war einst ein etwa fünfzehnjähriger Knabe bei einem geizigen, zänkischen Schneider in der Lehre. Dem bösen Meister war der Junge ein Dorn im Auge, obwohl selbst der böseste Wille den Fleiß und die Anstelligkeit des Lehrlings gelten lassen mußte.

Aber freilich war es mit diesem Fleiß eine eigene Sache. Wenn der Knabe einmal bei der Arbeit war, so ging die Nadel flink wie ein kleiner blauer Blitz auf und ab, aber zwischen dem Schaffen überfiel den Armen immer einmal das Träumen, — dann lagen ihm die mageren Hände auf einmal still im Schoß,

die etwas stieren blauen Augen sahen starr ins Weite, und die Lippen bewegten sich im unhörbaren Selbstgespräch.

Hundertmal war der Junge schon mit Gekeif und Schlägen aus seinem Hinbrüten aufgeweckt worden, aber die Traumsucht überfiel ihn immer von neuem.

Einmal, von der belfernden Meisterin befragt, an was er denn nur eigentlich immer so lebhaft denke, gab der Knabe stotternd und errötend Bescheid:

„Immer an ein und dasselbe! Seit er im Hause des Schneiders weile, verfolge ihn in Schlaf und Wachen derselbe Traum. Ein blondlockiges Mädchen mit strahlenden dunklen Augen sei im Traume immer mit ihm zusammen, bald draußen auf der Heide, wo er sie beim Hüten schwarzer Ziegen träfe, bald im Hohlweg draußen vorm Thor, bald sogar hier im Hause, zumeist droben auf der Bodenstiege vor seinem Kämmerlein. Immer und immer wieder flüstere diese Traumgestalt ihm deutlich ein und dieselbe Mahnung zu, von Tag zu Tag dringender, und er könne doch nicht erfüllen, was sie ihm gebiete."

„Ei, was denn das sei?" fragten die Schneidersleute voll Hohn und höchster Neugierde.

Der Junge war verlegen und wollte lange nicht reden.

Endlich, nachdem er ein paarmal geschluckt und die Farbe gewechselt, stotterte er das Geheimnis heraus.

Er solle in der Kammer nebenan unter des Schneiders eigenem Bett die drei mittelsten Dielenbretter herausheben. Unter denselben werde er einen großen Topf mit blanken Goldkörnern finden.

Hei, wie da die Schneidersleute einander mit den listigen Augen anblitzten!

Der Junge erntete Hohn und Spott und wurde unter Geifern und Schelten angehalten, lieber zu arbeiten, statt so unnützen und kecken Träumen, die sogar des würdigen Meisters Ruhestatt nicht verschonten, nachzuhängen.

Aber während der arme Kerl beschämt und seufzend den

Kopf sinken ließ, hatten sie sich schon darüber verständigt, was in der nächsten Nacht geschehen solle.

Kaum war der arme Lehrling abends schlafen gegangen, so begann im Schlafkämmerchen der beiden ein eifriges Rumoren und Hantieren. Des Schneiders Bett wurde abgerückt, die Dielenbretter abgehoben, dann gierig gegraben und gescharrt.

Und richtig! es fand sich wirklich ein großer Topf, nur nicht mit Goldkörnern gefüllt, sondern mit wimmelnden gelben Ameisen.

Die Wut der Schneidersleute kannte keine Grenzen; — natürlich richtete sich ihr ganzer giftiger Groll gegen den Lehrling, der nun aber aufs schleunigste die angemessene Strafe für sein thörichtes Geschwätz empfangen sollte.

Noch in derselben Nacht trug das böse Weib den Topf mit den Ameisen in das Kämmerchen des armen Schelms und schüttete dessen ganzen griebelnden, krappelnden Inhalt über den friedlich Schlummernden aus.

Sie hoffte, der Junge werde nun gleich erwachen und jammern und schreien oor Qual und Schmerz.

Aber davon geschah nichts.

Der Lehrling drehte sich nur ruhig auf die andere Seite um und schlief weiter. Ganz zornig und enttäuscht schlich die Meisterin wieder hinunter.

Als die Morgensonne am anderen Tage das junge Schneiderlein weckte, konnte dieses gar nicht begreifen, was da so hartes glänzendes und kaltes in seinem Bette herumpurzelte. Als er genau zusah, fand er Goldkörner, hunderte und tausende; sein ganzes hartes, armseliges Lager war damit bedeckt.

Jubelnd strich er den Schatz ein und lief damit klugerweise gleich zum Pfarrer des Ortes, dem er das Wunder erzählte. Bald wußte das ganze Dorf davon; — die Schneidersleute kochten vor Zoru und Wut, als die Kunde endlich auch zu ihnen kam. Sie behaupteten, der Schatz sei ihr Eigentum, aber damit kamen sie schlecht an. Sie bekamen nichts als den alten eisernen Topf.

Der kleine Schneiderlehrling aber, für den das große Glück bestimmt war, ist ein wackerer, glücklicher, und mit Hilfe seines Goldschatzes auch reicher Mann geworden.

Das Träumen hat er sich nach seinem wunderlichen Erlebnis freilich niemals ganz und gar abgewöhnen können, nur träumte er von keinem verborgenen Schatz mehr.

# Mit Papier spielen.

Wenn es im Winter stürmt und schneit und die Kinder nicht im Freien spielen können, so müssen sie den langen Winter hübsch ruhig und artig in den Stuben zubringen, müssen an ihrem Tischchen sitzen und sich mit allerhand Dingen beschäftigen, die nicht so viel Lärm machen und doch, indem sie die liebe, lange Weile hinbringeu, zugleich angenehm und nützlich sind.

Alle Kinder, größere und kleinere, die ich je gekannt habe, spielen gern mit Papier; wie vielfach können sie sich mit einem Papierbogen beschäftigen!

Sie können darauf zeichnen, sie können allerhand Figuren, Schiffchen, Kästchen, Schlitten, Tische daraus falten, sie können es ausschneiden, sie können mit einer Nadel hübsche Zeichnungen darauf ausstechen, und die ganz Kleinen, die dies alles noch nicht können, hören es doch gern rascheln und zerrupfen es gern in kleine Stückchen.

Käthchen und Rudolf spielten auch heute mit Papier. Sie saßen an ihrem Tischchen, jedes auf seinem kleinen Stühlchen, und hatten schon eine Menge hübscher Dinge fertig.

Käthchen war die Größere und konnte schon hübsch und geschickt schnipfeln. Sie hatte allerhand Puppen fertig, hatte ihnen auch Kleider, Hüte und Schuhe geschnitten, sie hatte einen kleinen Schlitten gemacht, auch einen Kutscher und ein Paar

Pferde dazu, und die Puppen kamen hinein und wurden auf dem Tische herumgefahren.

Dann malte Käthchen auch verschiedene Dinge auf kleine Papierstückchen und sie und Rudolph stachen nach den vorgezeichneten Strichen diese Gegenstände mit einer Nadel aus. Wenn es fertig war, so hielten sie es gegen das Licht, und dann sah man deutlich die hellen Pünktchen auf dunklem Grunde, welche ein Haus, einen Baum oder irgend ein wunderliches Tier vorstellten.

Die Kinder durften aber bei alledem nicht laut werden, denn der Papa war mit im Zimmer; er saß an seinem Schreibpult und rechnete oder schrieb.

Als er aber endlich einmal hinausging, da brach die verhaltene Geschwätzigkeit der kleinen Plappermäulchen desto lustiger hervor, sie lachten und freuten sich so laut und geräuschvoll, wie es kleine Kinder bei ihrem Spielen gern thun.

Anna, das Kindermädchen, welches eben hereinkam und irgend etwas im Zimmer zu thnn hatte, mußte sich alle die hübschen fertigen Gegenstände ansehen, sie bewundern, und sie that es auch und lobte die fleißigen Kinder.

Nach einiger Zeit kam der Papa wieder und setzte sich an seinen Schreibtisch, und nun war es auf einmal wieder still geworden.

Aber der Papa schrieb und arbeitete jetzt nicht so ruhig fort als früher, sondern er suchte unruhig umher, er öffnete alle Kästchen in seinem Schreibtisch, durchsuchte alle Papiere und Bücher, die darauf lagen, guckte unter den Tisch, stand auf und ging wieder hinaus.

Draußen hörte man ihn laut und ängstlich sprechen, auch die Mutter und Anna sprachen mit und endlich hörte man Anna weinen.

Die Kinder spielten aber ruhig fort und kümmerten sich nicht um das, was außer ihrem Spieltischchen geschah.

Als Anna aber später hineinkam, um den Tisch zu decken,

da bemerkte Käthchen zu ihrem Erstaunen, daß sie rotgeweinte Augen hatte und sehr traurig aussah.

Darüber erschrak Käthchen, denn Anna's Gesicht war gewöhnlich heiter und freundlich und sie wurde von den Kindern sehr geliebt. Käthchen eilte auf Anna zu, sie schlug ihre Ärmchen um sie und fragte liebreich, warum sie so traurig sei.

Aber Anna antwortete nicht, sondern sie weinte von Neuem, machte Käthchens Arme sanft von sich los und ging hinaus.

Auch die Eltern waren ernster und weniger heiter als sonst, sie wechselten leise Worte, welche die Kinder nicht verstanden, und auf allen im Hause lastete eine Verstimmung; es mußte irgend etwas geschehen sein, was alle sehr betrübte.

So vergingen mehrere Tage und Anna war immer traurig und verweint; sie scherzte und lachte nicht mehr mit den Kindern, sondern verrichtete ihre Arbeiten schweigend und ernst.

Einstmals hörte Käthchen, daß ihre Mutter und Anna laut mit einander sprachen.

Die Mutter sagte: „Liebe Anna, es hat dich niemand beschuldigt. Du bist so viele Jahre treu und brav gewesen, aber der Schein ist gegen dich, es war niemand in das Zimmer gegangen außer dir und das Geld ist weg, es kann unmöglich verschwunden sein. Indem du aber so schnell fortgehen willst, so vermehrst du eher den Verdacht, statt daß du ihn verminderst. Bleib nur ruhig da, vielleicht stellt sich deine Unschuld doch noch heraus."

„Ich bin gewiß unschuldig!" rief Anna mit schluchzender Stimme; „aber ich kann es nicht ertragen, daß der Schein einer so großen Schuld auf mir lastet. Deshalb will ich lieber fortgehen, so weh es mir auch thut. Ich kann nicht länger hier bleiben. Ich ertrage es nicht. Wenn der liebe Gott meine Unschuld an den Tag gebracht hat, so komme ich gerne wieder!"

Käthchen verstand von diesem allem nur das Eine, daß Anna fortgehen wollte.

Die gute, brave, treue Anna, die so lange schon bei ihnen war, die der Mutter so fleißig gedient, die kleinen Kinder gewartet und gepflegt und oft an ihren Krankenbettchen gewacht hatte!

Dieser Gedanke war sehr schmerzlich für Käthchen, denn sie sah Anna für einen Teil der Familie an, der sich nicht ohne Trauer der einzelnen Glieder von ihr trennen könnte.

Mit rinnenden Thränen folgte Käthchen ihrer Anna, welche inzwischen hinausgegangen war.

Anna hatte ein kleines Stübchen für sich, in welchem ihr Bett stand und wo sie die ihr gehörenden Sachen aufbewahrte.

Dahinein war sie gegangen und Käthchen stand an der Thür, hinter welcher sie Anua's leises Schluchzen vernahm.

Als Käthchen hineinkam, kniete Anna vor einem geöffneten Schubfach ihrer Kommode, welches sie aufräumte und in welches sie die umherliegenden Sachen hineinlegte.

Bei dieser Arbeit weinte sie immer still vor sich hin.

Käthchen eilte auf sie zu, umschlang sie mit ihren Ärmchen und rief: „Geh nicht fort, liebe Anna, ach, geh nicht fort! Ich habe dich ja so lieb und Rudolph auch, wir werden sehr traurig sein, wenn du fort bist, und immer weinen! Wer hat dir denn etwas zu Leide gethan, daß du von uns fortgehen willst?"

Anna küßte Käthchen und nahm sie auf ihren Schooß. „Niemand hat mir etwas zuleide gethan, liebes Käthchen," sagte sie, „aber mir hat der liebe Gott ein großes Unglück geschickt, welches deine Eltern und mich sehr betrübt, und welches mich nötigt, von euch fortzugehen!"

Das verstand Käthchen nicht recht, nur Annas Traurigkeit verstand sie und ihre eigene. Und da ihr diese zum Alleintragen zu schwer schien, so ging sie, um auch ihrem Bruder Rudolph die Trauerbotschaft mitzuteilen.

Rudolph saß eben wieder an seinem Tischchen und spielte, als Käthchen kam und ihm erzählte, daß Anna ganz und für immer fortgehen wollte.

Rudolph erschrak auch, aber er dachte doch auch gleich, daß er der guten Anna wenigstens eine Freude machen müsse, ehe sie fortging.

Deshalb zog er sein Tischkästchen heraus und suchte eine Menge kleiner zerbrochener Dinge zusammen, die ihm selbst lieb waren und womit er auch Anna eine Freude zu machen hoffte.

Mit beiden Händchen voll Spielzeug ging er nun mit Käthchen in Annas Stübchen.

Diese war mit Einpacken fertig und saß nun still, mit zusammengeschlagenen Händen, auf einem Stuhl, als die Kinder zu ihr kamen.

Rudolph war Annas Liebling; sie hatte ihn seit seinen ersten Lebenstagen auf ihrem Arm getragen, gewartet, gepflegt und großziehen helfen, und liebte ihn ebenso als ob er ihr eigenes Kind wäre.

Als er nun seine kleinen Gaben in ihren Schoß schüttete und mit den thränenvollen Augen zu ihr auffah, brach ihr Schmerz von neuem hervor.

Sie küßte und herzte das liebe Kind und nahm die kleinen Geschenke in die Hand, die ihr mehr dünkten als das Wertvollste. Denn es kommt ja nicht auf die Größe der Gabe an, sondern auf die Größe der Liebe, welche sie giebt.

Indem aber Anna die kleinen Gegenstände in die Hand nahm, ergriff sie auf einmal ein Stück buntes Papier, welches darunter lag, hob es in die Höhe, stieß einen lauten Freudenschrei aus nnd sprang vom Stuhle auf, daß alle die Dinglein aus Rudolphs Tischkasten von ihrem Schoße fielen und die Kinder mit erschrockenen Augen zu ihr auffahen.

„Da ist es, gottlob, da ist es!“ rief sie aus, indem sie das Stück Papier, welches mit Zahlen, Buchstaben und Figuren bedeckt war, welche alle kunstvoll von Kinderhand mit kleinen Nadelstichen versehen waren, aufmerksam betrachtete und dann eilig ihr Stübchen verließ, um die Mutter der Kinder aufzusuchen und dieser ihren Fund mitzuteilen.

„Hier ist der Schein, ich habe ihn gefunden!" rief sie schon von weitem der Mutter zu; „aber er ist zerrissen und zerstochen, die Kinder haben damit gespielt!"

Die Mutter nahm das Stückchen Papier in die Hand und sah es mit Staunen und Schrecken an.

„Wie kommt ihr denn zu diesem Papier?" fragte sie die Kinder, welche neugierig hinter Anna her gekommen waren.

Käthchen wurde ein wenig verlegen, sie besah auch das Papier und besann sich nun, wo sie es hergenommen hatte.

„Ach, gute Mama, sei doch nicht böse", sagte sie, „wir hatten neulich gar kein Papier mehr und da fand ich dies auf Papas Schreibtisch, als er hinausgegangen war, und weil es so bunt war, so nahm ich es und teilte es mit Rudolph und wir stachen es aus!"

„O, du leichtsinniges Kind, welches Leid hast du dadurch angerichtet, wie sehr hast du deine Eltern und die arme Anna betrübt! Dieses kleine Papier ist Geld und zwar viel Geld, welches von deines Vaters Schreibtisch verschwunden war, und da niemand wußte, wo es hingeraten, so war ein unschuldiger Mensch in den schlimmen Verdacht gekommen, es entwendet zu haben. Aber wo ist denn die Hälfte, die andere Hälfte davon? Vielleicht ist sie auch noch zu finden. O, ihr leichtsinnigen Kinder!"

Anna hatte bei diesen Worten den Tischkasten in Rudolphs Tischchen umgestürzt und suchte ängstlich darin herum.

Endlich fand sie auch die andere vermißte Hälfte des kostbaren Papieres, welche eben so zierlich ausgestochen war wie die erste.

Die Mutter legte beide Stücke nebeneinander, strich sie glatt und suchte die Nadelstiche herauszuglätten.

„Ich werde die Hälften zusammenkleben und vielleicht ist der Schaden wieder zu heilen. O, welches Glück, daß sie nicht mehr verdorben oder gar weggeworfen worden sind!" sagte die Mutter, und: „O, wie wird sich der Vater freuen, wenn er nach Hause kommt!" fügte sie hinzu.

Aber Käthchen bekam ein sehr finsteres und strenges Gesicht von der Mutter. Freilich wußte Käthchen noch nicht, daß es außer blankem, klingendem Metallgeld auch noch anderes Geld giebt, welches wie kleine Stücke buntes Papier aussieht.

„Du darfst nie etwas wegnehmen, ohne zuvor um Erlaubnis gebeten zu haben," sagte die Mutter, „auch das kleinste Stückchen Papier nicht. Kinder, die gern mit Papier spielen, müssen nur solches dazu nehmen, welches sie von ihren Eltern zu diesem Zweck erhalten haben. Manches Stück Papier, welches unbedeutend aussieht, ist oft von großer Wichtigkeit oder großem Wert. Jetzt bitte der armen Anna ab, daß sie durch dich so viel Kummer gehabt hat und wir wollen dem lieben Gott danken, daß er ihre Unschuld an den Tag gebracht und das Verlorene uns wiedergegeben hat, freilich nicht, ohne uns zu zeigen, welch leichtsinniges und gedankenloses Kind unser Käthchen ist!"

Käthchen weinte über den Fehler, welchen sie begangen hatte, und bat die arme Anna aufrichtig um Verzeihung.

Aber Annas Gesicht hatte auf einmal Kummer und alle Betrübnis verloren, sie blickte wieder so heiter und freundlich wie sonst die Kinder an und die Thränen, die ihr jetzt in den Augen standen, waren wohl Freudenthränen.

Der kleine Rudolph hatte sich aber während dieser Verhandlungen an sein Tischchen gesetzt und räumte sein ausgeschüttetes Spielzeug wieder ein.

Als er aber aufblickte und bemerkte, daß Anna wieder so heiter und fröhlich aussah, so rief er: „Und gehst du denn nun nicht von uns fort?"

„Nein," rief Anna, „nun bleibe ich gern bei euch, da der liebe Gott meine Unschuld an den Tag gebracht hat!"



E. WANNER'SCHE BUCHDRUCKEREI STUTTGART